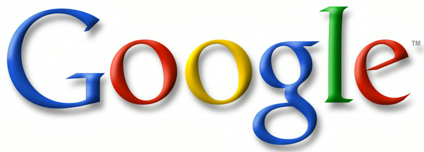
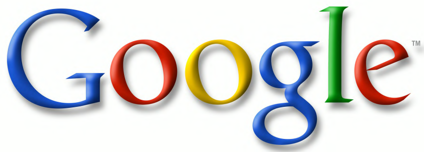






Der Darwinismus

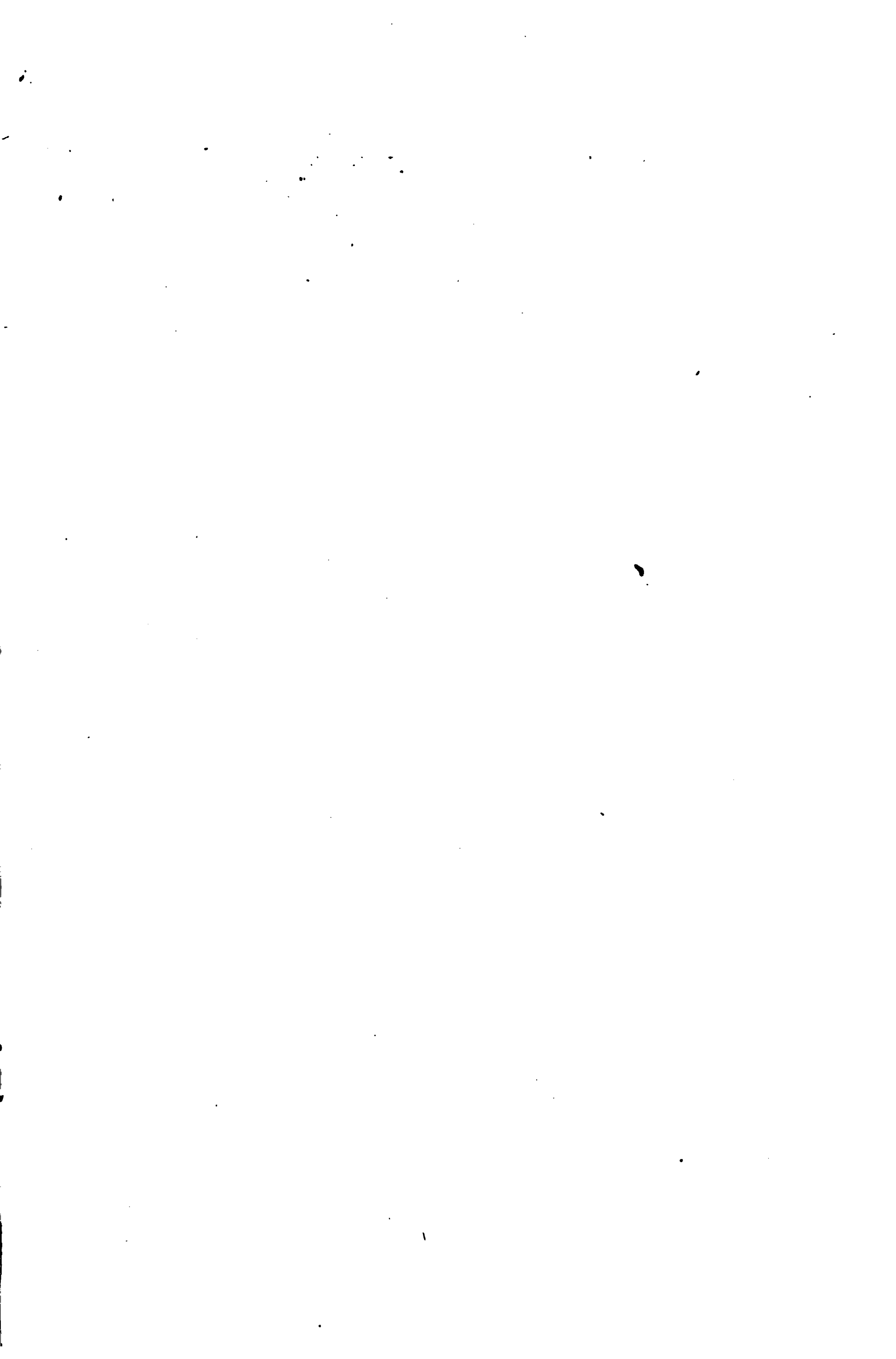
gegen die

Sozialdemokratie.

Von

Otto Ammon.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter)
New York: Gustav E. Stechert
1891.



Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie.

Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie.

Anthropologische Plaudereien

von

Otto Ammon.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vorwort.

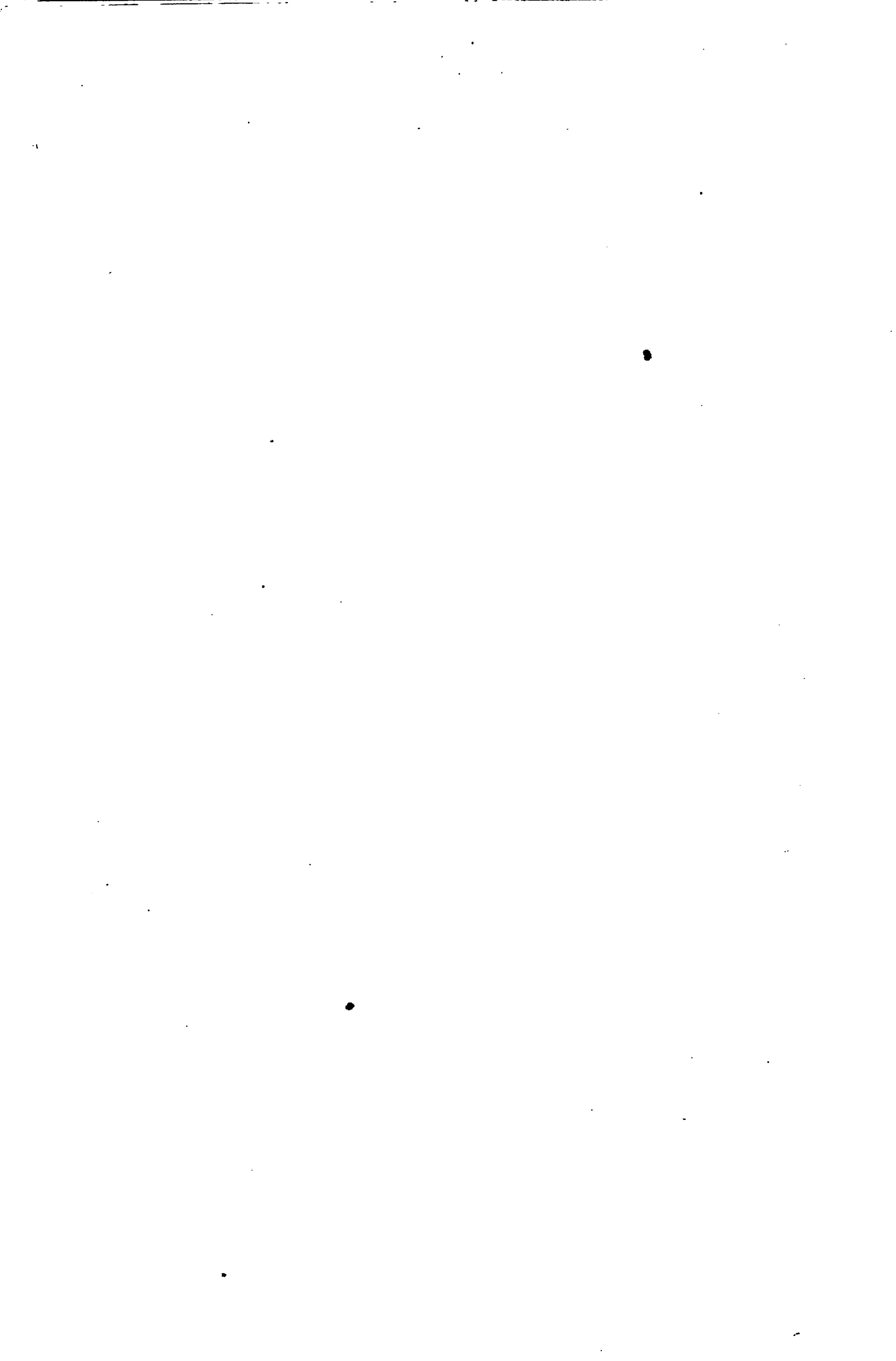
Die nachfolgenden Aufsätze sind einzeln entstanden und innerhalb eines längeren Zeitraumes im Feuilleton der „Konstanzer Zeitung" erschienen, was manche Eigenthümlichkeiten in der Form derselben erklärt. Der mehrfach geäußerte Wunsch, sie als ein zusammenhängendes Ganzes weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat dazu geführt, daß dieselben nun in einem besonderen Hefte herausgegeben werden. Es geschieht meines Wissens in Deutschland zum erstenmale, daß die Lehre von der „sozialen Auslese" an die Oeffentlichkeit tritt, und daß der Versuch unternommen wird, die gesellschaftlichen Zustände auf allgemeingültige Naturgesetze zurückzuführen. Ich habe die bezüglichen Studien ohne jede vorgefaßte Meinung unternommen, oder vielmehr, wenn ich eine solche hegte, so ging dieselbe in anderer Richtung als die Ergebnisse, welche sich mir schließlich darboten. Für den Forscher giebt es aber keinen anderen Weg, als die Wahrheit anzunehmen, sie mag mit seinen bisherigen Anschauungen im Einklang stehen oder nicht. Ein umfassendes anthropologisches Material zur Begründung der Lehre von der „sozialen Auslese", welches ich seit Jahren gesammelt habe, wird einer späteren, streng wissenschaftlichen Darstellung vorbehalten. Sollte die gegenwärtige Schrift den Erfolg haben, auch in Anderen die Ueberzeugung zu wecken, daß die Darwinsche Lehre keine umstürzende Tendenz besitzt, vielmehr zu den Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie den schroffsten Gegensatz bildet, so würde der Zweck der Veröffentlichung erreicht sein.

Karlsruhe i. B., im Mai 1891.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichniß.





1. Einleitung.

Die Anthropologie ist die Naturgeschichte des Menschen, und zwar des ganzen Menschen, denn sie umfaßt sein körperliches und geistiges Wesen, das letztere sowohl nach der Seite des Erkenntnißvermögens als der sittlichen Ausrüstung hin. Niemand empfängt stärkere Eindrücke von der Macht der angeborenen geistigen Begabung, als der Anthropologe, der sich die Erforschung des Wesens des Menschen zur Aufgabe gemacht hat; Niemand wird eindringlicher als er gelehrt, den Körper als das Gehäuse des Geistes, die Glieder als die Werkzeuge zu betrachten, durch die der Geist sich bethätigt.

Es ist eine merkwürdige Sache um die Doppelnatur des Menschen. Er wird geboren, ernährt sich, wächst, lebt und stirbt wie ein Säugethier, und doch erhebt er sich durch seinen Geist unendlich hoch über jedes Thier, er beherrscht nicht nur die ganze lebende, sondern auch die unbelebte Natur. Er entlockt der Erde ihre verborgensten Schätze und macht ihre Naturkräfte seinen Zwecken dienstbar; ihre tiefsten Geheimnisse sucht er zu ergründen und mit seinen Fernröhren schweift er sogar über den Bereich des eigenen Planeten hinaus und macht das Weltall zum Gegenstande seiner Forschungen.

Ja, der einzelne Mensch vermag sich unter besonderen Verhältnissen über die materiellen Bedingungen seines Daseins aufzuschwingen; freiwillig kann er für eine Idee ein Leben voll Entsagung auf sich nehmen, für seine Ueberzeugung, für seinen Glauben, für sein Vaterland in den Tod gehen. Und solchermaßen überwindet er auch die Endlichkeit der seinem Dasein zugemessenen Zeit: seine Werke und Thaten überleben ihn, sie vermögen noch die spätesten Geschlechter zur Bewunderung hinzureißen und zur Nachfolge zu begeistern.. Andererseits, wie hinfällig ist der Mensch im täglichen Getriebe: ein hohler Zahn kann ihm die schmerzvollsten Laute auspressen, der Hunger ihn zu den verzweifeltsten, das Wohlleben zu den übermüthigsten Thaten antreiben!

Den Widerstreit der geistigen Natur, die den Menschen über das Irdische erhebt, und der körperlichen, die ihn zur Erde herabzieht, ist von den Weisen schon in alten Zeiten empfunden worden; er spiegelt sich in den Sagen von Prometheus, von Dädalus und Ikarus und in vielen anderen Gleichnissen, hat aber wohl nirgends einen poetischeren und vollendeteren Ausdruck gefunden, als in Goethes „Faust". Vergeblich müht sich die Philosophie ab, einen Einklang herzustellen, die Kluft bricht immer von neuem auf. Nur in ganz einfachen Verhältnissen kommt eine naive Harmonie vor — Philemon und Baucis —, wo sich die Menschen noch nicht ihrer Doppelnatur bewußt geworden sind, aber solche Idylle können selbst in unseren hohen Kulturzuständen noch gefunden werden, namentlich auf dem Lande.

Das Christenthum hat durch seine starke Betonung des Geistes den menschlichen Fortschritt ungeheuer gefördert, der Körper hat aber darunter leiden müssen. Man hat sich gewöhnt, ihn als etwas so Untergeordnetes zu betrachten, daß man es nicht der Mühe werth findet, seinen Bedürfnissen gerecht zu werden. Wir Kulturmenschen gönnen uns kaum die nöthige

Muße zum Essen, und sollten wir täglich ein paar Stunden auf Ausbildung unserer Lungen und Muskeln verwenden, so würde uns dies verlorene Zeit dünken und wir würden fortwährend berechnen, wie viel wir in der nämlichen Zeit an geistigem (wo nicht gar an Geld-) Gewinn hätten einheimsen können. Dennoch handhaben wir mit großer Geläufigkeit den dem heidnischen Alterthum entlehnten Spruch vom gesunden Geist im gesunden Körper, der in unserem Munde eine wahre Satire ist.

Der Anthropologe sucht nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden des Menschen zu erforschen. Das Menschengeschlecht ist ihm ehrwürdig durch sein hohes Alter, nicht minder durch den aufsteigenden Entwickelungsgang, den es durchgemacht hat. Wenn in einer sozialdemokratischen Versammlung in Berlin ein Redner dem anderen zuruft: „mach' dich nicht breit mit deiner Gottähnlichkeit, ein Affe ist dein Großvater gewesen," so ersieht man aus dieser leichtfertigen Aeußerung nur, welche Verwirrung unverstandene Theorien in halbgebildeten Köpfen anrichten können. Es gehört überdies noch eine Portion Bosheit dazu, die ihre Freude daran hat, den Menschen zu erniedrigen, um derartige Aussprüche zu erzeugen. Wirkliche Gelehrte, welche dieses Wissensgebiet durchforschen, äußern sich in der Regel sehr zurückhaltend über die sogenannte „Affentheorie". Der große Karl Darwin hat sich viel mit der Abstammung des Menschen beschäftigt, aber es ist ihm nie eingefallen, den Menschen von einer der uns bekannten Affenarten herzuleiten. Auch Rudolf Virchow hat wiederholt und mit größter Entschiedenheit betont, daß ein Zwischenglied zwischen Affe und Mensch weder lebend, noch versteinert aufgefunden ist, und er hat sehr davor gewarnt, sich mit solchen unbewiesenen Vermuthungen abzugeben. Selbst die strengen Anhänger der „Affentheorie" haben diese niemals so verstanden, daß der Mensch von einer der lebenden Affenarten abstamme, sondern sie wollen den Menschen und den Affen von einer

gemeinsamen Stammart ableiten, welche aber längst ausgestorben sei. Dies kommt nämlich noch als zweite, wichtige Unterscheidnng hinzu, daß die fragliche Theorie ganz ungeheure Zeiträume, vielleicht eine Million von Jahren, voraussetzt, um die Wandlungen zu erklären. Daran, daß je ein Gelehrter den Menschen innerhalb weniger Generationen, geschweige vom Großvater auf den Enkel, aus einem Affen habe entstehen lassen wollen, ist kein wahres Wort.

Wenn aber die Verwandtschaft so gar weit zurückgehen soll, daß sie nicht einmal mehr im Schwabenlande Geltung hätte, wo man jeden Freund „Vetter" nennt, dann können wir ruhig dem Rathe Virchows folgen und die Sache dahingestellt sein lassen. So lange der Mensch auf der Erde die Spuren seines Daseins verewigt hat, erscheint er uns als ein solcher, der sich nicht viel von uns selbst bezw. von weniger civilisirten Menschenrassen unterscheidet. Als man die merkwürdigen Pfahlbauten mit ihrer einfachen Stein- und Bronze-Kultur entdeckte, deren erste Anfänge wohl mehrere tausend Jahre zurückdatiren mögen, da glaubte man, die Bewohner müßten eine mehr thierähnliche Rasse dargestellt haben. Später fanden sich auch Schädel in den Pfahlbauten, und siehe da: diese zeigten die nämlichen Typen, welche heute noch unter uns vorkommen. Die Höhlenbewohner, welche ein noch viel älteres Geschlecht sind, lebten nur vom Ertrag ihrer Jagd und kannten keinen Landbau wie die Pfahlbauern, aber auch sie haben keine Affenschädel getragen, sondern sie waren Menschen, wenn sie auch das Merkmal niedrigerer Rasse nicht verleugnen.

Die Anthropologie ist keine Wissenschaft, welche einer dem Umsturz zustrebenden Partei Waffen liefern kann. Im Gegentheil: ihre Ergebnisse sind der lauteste Protest gegen die Sozialdemokratie, der sich denken läßt.

Die Darwinsche Lehre vom Kampf ums Dasein und von

der natürlichen Auslese dient nicht nur dazu, die körperlichen Vorgänge bei der allmählichen Verwandlung einer Thierspezies bis zur Entstehung einer neuen darzuthun, sondern sie erklärt auch die Veränderung, Umgrenzung und Befestigung der Instinkte der Thiere. Will man die Theorie auf den Menschen ausdehnen, so darf man dies kecklich thun, aber man darf nicht bei seinem körperlichen Wesen stehen bleiben, man muß vielmehr die Theorie auch für seine geistige Begabung gelten lassen. Denn mit der Einwirkung der Auslese auf den Körper geht eine solche auf die geistigen Eigenschaften Hand in Hand, ja, beide sind gar nicht von einander zu trennen. Die der Gesamtentwickelung des Menschengeschlechts förderlichen Momente schlagen sich in geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzen nieder, deren Nichtbeobachtung sich am einzelnen Individuum wie an ganzen Völkern rächt. Der Leser fängt bereits an, sich mit der Darwinschen Theorie auszusöhnen. Er wird es noch mehr thun, wenn er sich näher mit derselben beschäftigt haben wird. Denn was sagt die Theorie eigentlich, auf das geistige Gebiet übertragen? Sie sagt: Diejenigen, welche die ehrwürdigen Sittengebote der Menschheit, die Ergebnisse einer uralten Auslese, strenge beobachten, werden belohnt werden bis ins tausendste Glied und ihre Nachkommen werden sich über die ganze Erde verbreiten; aber die Verächter und Uebertreter des Gesetzes werden heimgesucht werden bis ins dritte oder vierte Glied, was soviel heißt als: ihre Nachkommen werden ausgerottet werden. So ungefähr sagt das der Herr Pfarrer auch, nur mit ein bischen anderen Worten. Die Vertreter der kirchlichen Richtung sollten sich an der Uebereinstimmung in dem wesentlichen Punkte genügen lassen und es als einen Beweis für die Hoheit der Sittengebote ansehen, daß man auf dem Wege der Wissenschaft zu denselben geführt wird, wie auf dem Wege des Glaubens. An der Nichtübereinstimmung mit der biblischen Schöpfungsgeschichte sollten

sie um so weniger Anstoß nehmen, als die Bibel doch gewiß kein Lehrbuch der Naturwissenschaften ist und sich seit Copernicus schon viele Berichtigungen auf diesem Gebiet hat gefallen lassen müssen, unter denen (trotz entgegenstehender Befürchtungen) der Glaube nicht gelitten hat. Das hohe Ansehen der Bibel beruht auf ihrem unschätzbaren Gehalt an religiösen und sittlichen Anschauungen, von denen die meisten für unsere Zeit noch ganz die gleiche Bedeutung haben, wie für die ihrer Entstehung. Die Erzählung des 1. Buches Mosis über die Erschaffung der Welt und der Menschen ist aber kein Glaubensdogma, und die Erlangung der ewigen Seligkeit von der gäubigen Annahme dieser Erzählung abhängig zu machen, wird auch der größte Heißsporn nicht versuchen. Das hieße geradezu die Menschen herausfordern, daß sie, wie unser eingangs erwähnter Sozialdemokrat, den unvergänglichen Inhalt der Bibel nicht mehr von dem vergänglichen unterscheiden und beide miteinander verwerfen.

Je mehr man in das Studium des Kampfes ums Dasein und der natürlichen Auslese eindringt, um so mehr überzeugt man sich, daß diese Lehren durchaus nicht religionsfeindlich sind, daß aber zwischen ihnen und der Sozialdemokratie ein unversöhnlicher Gegensatz besteht. Das wird aus dem Nachfolgenden immer deutlicher hervorgehen.

Selten hat eine wissenschaftliche Theorie einen solchen Aufruhr in der Welt hervorgerufen, wie der Darwinismus. Tapfere Freunde haben ihn vertheidigt, heftige Gegner ihn angegriffen und verdammt. Heute ist der Darwinismus in den wissenschaftlichen Kreisen Sieger, aber im Publikum herrschen noch die größten Vorurtheile gegen denselben, die selten auf genauer Kenntniß der Darwinschen Lehre beruhen, sondern meist auf dem dunkeln Gefühl, als ob von dieser Theorie Gefahren für die sittliche Weltordnung drohten. Ich habe mehr als einmal die Wahrnehmung gemacht, daß gebildete Männer, die sich gegen

den Darwinismus aussprachen, noch nie ein Buch von Darwin in der Hand gehabt hatten, obwohl gute deutsche Uebersetzungen von allen seinen Schriften vorhanden sind.

2. Karl Darwin und seine Hauptsätze.

Karl Robert Darwin war geboren im Jahre 1809 in Shrewsbury in England. Nachdem er in Edinburg und Cambridge studirt hatte, erhielt er die Einladung, eine zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken veranstaltete Weltumsegelung auf dem Schiffe „Beagle" mitzumachen. Auf dieser Reise sammelte er eine große Menge von Beobachtungen, allein das wichtigste Ergebniß derselben war, daß ihm infolge seiner Wahrnehmungen der Gedanke kam, die verschiedenen Pflanzen- und Thierarten durch die allmähliche Umbildung und Verzweigung aus wenigen Stammformen zu erklären. Nach Beendigung seiner Reise gab er in den Jahren 1845—51 mehrere Schriften über die thatsächlichen Ergebnisse derselben heraus, behielt aber seine Idee über die Abstammung der Arten einstweilen für sich, weil sie ihm noch nicht hinlänglich begründet erschien.

Es ist ein beredtes Zeugniß für die Gründlichkeit dieses merkwürdigen Forschers, daß er volle zwanzig Jahre im stillen seine Theorie prüfte und eine wahre Unmenge von Beobachtungen zu deren Unterstützung sammelte, bevor er damit an die Oeffentlichkeit trat. Erst im Jahre 1859 erschien sein epochemachendes Werk „Ueber die Entstehung der Arten vermöge der natürlichen Auslese", welches wie eine Bombe in die wissenschaftliche Welt einschlug.

Von 1868 bis zu dem 1882 erfolgten Tode Darwins folgte eine Reihe weiterer Werke, worin Darwin seine Theorie noch eingehender begründete und vervollständigte. Darwin ist in der Westminster-Abtei beigesetzt, in welcher die Engländer die irdischen Reste ihrer größten Männer versammeln.

Was wollte nun Darwin eigentlich? Ist sein Gedanke wirklich ein so fremdartiger, dem menschlichen Fassungsvermögen widersprechender? Mit nichten! Nachdem der Gedanke einmal ausgesprochen ist und den anfänglichen Widerstand überwunden hat, erscheint er uns wie das Ei des Kolumbus, ein sicheres Zeichen seiner Naturgemäßheit und ein gemeinsames Merkmal aller bedeutenden Entdeckungen.

Wer hätte nicht schon beim Betrachten zweier Säugethiere, z. B. eines Hundes und eines Pferdes, die trotz aller Verschiedenheit an Größe und Proportion übereinstimmende Körpergestalt erwogen? Die vergleichende Anatomie lehrt, daß die Uebereinstimmung noch weiter geht, als es äußerlich den Anschein hat. Von dieser Erkenntniß bis zu dem Gedanken an eine wirkliche Verwandtschaft beider Thiere ist nur ein Schritt. Selbst Kinder hegen oft solche Gedanken, und dem Knaben, der einen Hund vor einen kleinen Wagen spannt, ist der Hund wirklich ein verkleinertes Pferd. Aber, sagt uns der reifere Verstand: aus einem Hunde ist noch niemals ein Pferd geworden und wird niemals ein Pferd werden.[1] Das ist richtig, und darum haben die meisten Denker die Sache nicht weiter verfolgt, sondern den Einfall als ein Spiel der Phantasie betrachtet.

Aber wenn auch niemals aus einem Hund ein Pferd wird, so könnte es doch der Fall sein, daß beide von einer gemeinsamen Stammform abzuleiten wären? Diese Frage in allgemeiner Fassung gestellt und zum bejahenden Abschluß gebracht

[1] Das Pferd ist aus einem fünfzehigen Hufthier von der Größe des Fuchses hervorgegangen, welches in der Tertiärzeit gelebt hat. Das allmähliche Größerwerden und das Verwachsen der Hufe ist durch ungefähr fünfzig versteinerte Zwischenformen in übereinander lagernden Gesteinsschichten dargethan. Die Dauer dieser Entwickelung darf man auf rund eine Million Jahre anschlagen. Noch jetzt wird manchmal ein Füllen geboren, welches Afterklauen besitzt und auf den Jahrmärkten als Merkwürdigkeit gezeigt wird.

zu haben, ist das unvergleichliche Verdienst von Karl Darwin, der dadurch eine Menge von überlieferten Vorstellungen umgeformt und auf die Denkweise der Menschheit die tiefgreifendsten Einwirkungen geübt hat, deren volle Tragweite sich heute noch gar nicht absehen läßt.

Seine Theorie beruht auf drei Hauptsätzen: der Vererbung, der Veränderlichkeit und der natürlichen Auslese durch den „Kampf ums Dasein".

Jedermann und insbesondere jeder Thierzüchter weiß, daß die einzelnen Thierarten ihre Formen auf ihre Nachkommen vererben. Aber er weiß auch, daß diese Vererbung nur die allgemeinen Formen genau wiedergiebt und daß im einzelnen jedes Thierindividuum vom andern verschieden ist. Je geübter der Züchter, desto mehr erkennt sein Auge die kleinsten Vorzüge oder Fehler des vorgestellten Thieres. Hier haben wir die beiden ersten Sätze von der Vererbung und von der Veränderlichkeit (individuelle Variation). Der dritte Satz ist geradezu von der Thierzucht entlehnt. Darwin gebrauchte im Englischen den Ausdruck „selection", was wir im Deutschen mit „Zuchtwahl" oder „Auslese" übersetzt finden. Der Thierzüchter übt auf seine Heerde eine künstliche Zuchtwahl oder Auslese, indem er die schönsten und seinen besonderen Ansprüchen zusagenden Thiere zur Fortpflanzung benützt und die nicht entsprechenden entfernt. Durch die beharrliche Anwendung dieses Mittels auf mehrere einander folgende Geschlechter kann der Thierzüchter erfahrungsgemäß fast unglaubliche Veränderungen in seiner Heerde hervorbringen. Er wählt z. B. beim Rindvieh die stärksten und zugkräftigsten Individuen zur Zucht aus und er erhält eine Heerde von außerordentlich zugkräftigen Thieren. Oder er sieht auf Milchergiebigkeit und erzielt durch das nämliche Mittel den gewünschten Erfolg. Er kann, wie man weiß, auch Fleisch züchten, er kann selbst Launen wie die Liebhaberei für

eine gewisse Farbe auf dem Wege der Züchtung durch künstliche Auslese befriedigen, wenn er die nöthigen Mittel und die Ausdauer dazu hat.

Die Wirkung der künstlichen Auslese setzt aber immer das Vorhandensein eines denkenden und auf ein gewähltes Ziel hinsteuernden Züchters voraus. Bis zu Darwin hat man angenommen, daß ohne das Eingreifen des Züchters keine oder doch nur sinnlose Veränderungen in den Thierarten vor sich gehen würden. Darwin hat die Kraft aufgezeigt, welche in der Natur thätig ist, um ohne menschliche Mitwirkung eine, wenn man so sagen darf, planmäßige Umgestaltung der Thierwelt durch natürliche Züchtung zu stande zu bringen. Das ist eben der „Kampf ums Dasein" und das „Ueberleben des Tauglichsten".

Wenn eine Thierart sich selbst überlassen ist, so werden die kräftigsten Individuen stets auch diejenigen sein, welche sich am leichtesten das Futter aneignen, und bei eintretendem Futtermangel werden die schwächlicheren zu Grunde gehen. Das ist also in der Wirkung schon ganz wie ein durchdachtes Mittel, um eine Thierart immer gesund und kräftig zu halten; es ist im wesentlichen dasselbe, welches auch der Züchter anwendet, und der Mensch darf sich nicht rühmen, daß die Züchtung seine Erfindung sei, denn die Natur hat dieselbe schon unendlich lange vor ihm ausgeübt.

Es giebt aber auch besondere Eigenschaften, welche dem Fortkommen der Thiere in der Wildniß nützlich sind; wenn eine solche Eigenschaft bei einem Individuum und seinen Nachkommen in auffallend starker Weise ausgebildet ist, so wird dieser Vortheil im Kampf ums Dasein bewirken, daß die mit demselben versehenen Thiere nach und nach die Oberhand bekommen und die anderen verdrängen. Auf diese Weise kann sich aus einer Thierart eine neue, etwas abweichende Art bilden, und da der Wirksamkeit

dieser Kräfte keine andere Schranke gezogen ist, als die Zeit, so kann man die allmähliche Entstehung einer jeden Art aus einer vorhergegangenen erklären, wenn man nur annimmt, daß der Umwandlungsvorgang hinreichend lange gedauert hat. Um ein Beispiel anzuführen, ist es nicht schwer, sich vorzustellen, daß die Giraffe von einem antilopenartigen, grasfressenden Wiederkäuer abstammt; sie lebt in den Steppen Mittelafrikas und Asiens, wo das Gras durch die anhaltende Sommerhitze ausbrennt, das Thier also verhungert wäre, wenn es nicht gelernt hätte, sich mit dem Laube von Bäumen und Schlingpflanzen zu sättigen. Natürlich hatten hierbei diejenigen Individuen, welche den längsten Hals und die längsten Vorderbeine besaßen, den größten Vortheil, sie konnten nicht nur die unteren Regionen abweiden, sondern auch am höchsten an den Bäumen hinauflangen und ihr Leben fristen, wenn die kurzhalsigen vor Hunger zu Grunde gingen. Das ist wieder das nämliche, wie wenn ein Züchter mit Absicht die ersteren Thiere zur Zucht benützt und die letzteren zur Schlachtung bestimmt hätte: der Hals und die Vorderbeine mußten sich stufenweise verlängern, die Giraffe mußte entstehen.

Wenn eine Thierart ihren äußeren Lebensbedingungen völlig angepaßt erscheint, dann entstehen keine neuen Arten aus der alten, sondern diese bewahrt ihre Merkmale. Sobald aber eine Veränderung in den Lebensbedingungen vor sich geht, müssen auch die Arten sich zu verwandeln anfangen. Wir können uns verschiedene Ursachen denken, welche auf die Lebensbedingungen einwirken. Es kann z. B. das Klima sich ändern, wie dies beim Beginn der Eiszeit und nach deren Ablauf unzweifelhaft der Fall war. Es kann durch eingetretene Uebervölkerung Nahrungsmangel entstehen, der die Thiere nöthigt, entweder andere Nahrungsmittel als die gewohnten zu versuchen oder in fremde Gegenden auszuwandern, wo sie neue klimatische

und Ernährungsverhältnisse vorfinden. In beiden Fällen muß eine Umgestaltung der Eigenschaften der Thiere vor sich gehen. Durch solche Verschiebung kann für eine Thierart ein Feind auftreten, den sie früher nicht besaß, und es kann dies zu ihrer Ausrottung führen, wenn sie nicht neue Eigenschaften erwirbt, durch die sie den Verfolgungen gewachsen wird.

Man sieht aus dem Angeführten schon, wie ungeheuer weit die Perspektive ist, welche der Darwinismus eröffnet, und wir wollen es daher milde beurtheilen, wenn es Einigen unserer Mitbrüder, die sich einer starken Einbildungskraft erfreuen, etwas schwindlig dabei geworden ist.

3. Nebensätze der Darwinschen Theorie.

Aus den oben mitgetheilten Hauptsätzen des Darwinismus lassen sich noch einige wichtige Nebensätze ableiten.

Zunächst wird uns klar, warum die Arten nicht vor unsern Augen sich verändern: weil auch die Lebensbedingungen nur in unmerklicher Weise Umgestaltungen erleiden. Erst in längeren Zeitabschnitten wird die Aenderung auffallend. Treten rasche Wechsel der äußeren Bedingungen z. B. des Klimas ein (wie in der Gletscherzeit), dann beginnt auch in der Thier- und Pflanzenwelt ein rascheres Sichanpassen; zwischen solchen Perioden können aber lange Zwischenzeiten des scheinbaren Stillstandes stattfinden. Ich sage: des scheinbaren, denn kleine Veränderungen gehen unaufhörlich vor sich.

Zum Zweiten erkennen wir jetzt leicht, daß bei der Bildung einer neuen Art die Stammart bezw. die Zwischenstufen verschwinden müssen. Denn die neue Art setzt zu ihrer Entstehung voraus, daß sie einen Vortheil im Kampf ums Dasein besitze, welcher der Stammart abgeht. Besitzt sie einen

solchen Vortheil, dann ist gerade die Stammart nicht mehr im stande, sich gegen jene zu behaupten. So könnte sich z. B. neben der Giraffe ein ähnliches Thier mit etwas kürzerem Halse aus den früher angegebenen Gründen nicht halten.

Entwickeln sich aus einer Stammart zwei oder mehrere neue Arten, so müssen die Zwischenformen aussterben. Der Unterschied der abgeleiteten Arten muß daher immer größer und auffallender werden. Dies ist ein sehr wichtiger Satz.

Auf den Menschen angewendet, ergiebt derselbe eine überraschende Erkenntniß.

Der naturgeschichtliche Abstand zwischen Affe und Mensch ist ein sehr großer. Der Affe ist ein pflanzenfressendes, kletterndes Baumthier, der Mensch geht aufrecht, besitzt eine in hohem Grade ausgebildete Intelligenz und bedient sich sowohl der Fleisch- als der Pflanzennahrung, nachdem er in Europa wahrscheinlich durch eine Periode mit reiner Fleischnahrung hindurchgegangen ist.

Aber selbst die Anhänger der Affen-Abstammungstheorie müssen zugeben, daß die Kluft zwischen Affe und Mensch nach der Darwinschen Lehre immer größer werden muß und daß sie thatsächlich immer größer wird.

Ein Zwischenglied zwischen Affe und Mensch besteht nicht und kann nicht bestehen. Die Kluft erweitert sich beständig, indem sogar die Grenzformen der einen und der anderen Art aussterben.

Die menschenähnlichen Affen, Chimpanse, Orang-Utang und Gorilla, werden immer seltener und ihre Tage auf der Erde sind augenscheinlich gezählt. Sie weichen den überlegenen Waffen des Menschen. Zu gleicher Zeit und zum Theil aus den nämlichen Gründen sind die niederen Menschenrassen, denen man eine gewisse Affenähnlichkeit in ihrer Erscheinung zuschreiben kann, dem Untergang geweiht. In früheren Zeiten

wurden die Eingeborenen niederer Rasse in fremden Welttheilen häufig von den Weißen mit Feuer und Schwert bekämpft, und unter diesen Umständen erscheint ihre Ausrottung als eine begreifliche Folge. Allein selbst da, wo man ihnen nichts vorsätzlich zu leide thut, ist die Berührung mit den Europäern verderblich für sie. Sie siechen dahin, ohne daß man recht sagen kann, warum,[1] und ihre Zahl vermindert sich mit fortschreitender Geschwindigkeit.

Wenn dereinst nur noch die höheren Menschenrassen und die kleinen Affenarten auf der Erde bestehen, dann wird die Kluft noch größer sein, als sie heute schon ist, und schwerlich wird dann Jemand auf den Gedanken kommen, einem Anderen zuzurufen: „Dein Großvater ist ein Affe gewesen!" Der Darwinismus ist weit davon entfernt, dem Menschen die Annahme der Gewohnheiten und der Lebensweise der Affen zu empfehlen; im Gegentheil, er predigt in der eindringlichsten Weise, daß wir streben müssen unsere Eigenschaften als Menschen sorgsam zu pflegen und zu vervollkommnen. Nicht Affen sollen wir werden, sondern der wahren Menschlichkeit, mit anderen Worten als höchstes Ideal ausgedrückt, der „Gottähnlichkeit" sollen wir näher zu kommen suchen. Wenn halbgebildete Leute eine wissenschaftliche Lehre falsch verstehen, dafür kann der Darwinismus nicht verantwortlich gemacht werden.

Ein weiterer bemerkenswerther Satz ist der, daß eine Eigenschaft um so fester haftet und um so sicherer auf die Nachkommen vererbt wird, je länger sie schon besteht, je schärfer die Auslese auf sie eingewirkt hat. Umgekehrt zeigen neuerworbene Eigenschaften eine größere Neigung zur Veränderung und zum

---

[1] Vielleicht spielt die Entmuthigung im aussichtslosen Konkurrenzkampfe eine Rolle dabei. Entmuthigung erschlafft und tödtet, Ermuthigung richtet auf und belebt. Auf letzterer Thatsache mag in vielen Fällen der Erfolg Kneippscher Kuren beruhen.

Rückschlag. Das sind Thatsachen, die jeder Thierzüchter kennt, die aber erst im Kopfe eines Darwin ihre Bedeutung bekamen.

Ferner läßt sich aus den Hauptsätzen folgern, daß nicht bloß die körperlichen Eigenschaften der Thiere durch den Kampf ums Dasein vervollkommnet werden, sondern daß auch die Instinkte ihre Feststellung und Umgrenzung wesentlich der Auslese im Kampfe ums Dasein verdanken.

Der Muth, mit dem ein Thier sich gegen einen gefährlichen Feind vertheidigt, trägt viel zu seiner Erhaltung bei, während die muthlosen Individuen ihren Verfolgern zum Opfer fallen. Dabei muß man sich immer gegenwärtig halten, daß die Eigenschaften der Eltern sich auf die Nachkommen vererben, daß also auf diese Weise der Muth zum Gemeingut einer Art werden muß.

Ebenso ist die Schlauheit ein Hauptkampfmittel der Thiere. Die schlauen Individuen finden nicht nur leichter ihr Futter, sondern entgehen auch eher den Nachstellungen ihrer Feinde. Die Natur verfährt hierbei wieder wie ein Züchter, der möglichst intelligente Thiere herstellen will: sie läßt die gescheiten am Leben und benützt diese zur Fortpflanzung, die dummen aber rottet sie aus.

Eine ungemeine Wichtigkeit haben diejenigen Instinkte der Thiere, die sich auf die Erhaltung der Art beziehen. Es ist bei den höheren Thieren nicht bloß die Stärke des Geschlechtstriebes oder die große Zahl von Jungen, was die Vermehrung einer Art bestimmt: unendlich viel wichtiger sind die auf die Pflege und Erziehung der Jungen gerichteten Instinkte der Eltern. Denn ohne diese Instinkte würde die größte Zahl von Jungen nichts nützen, sie würden samt und sonders zu Grunde gehen und die Art würde aussterben.

Für den Beobachter giebt es nichts Wunderbareres als gerade diese Instinkte. Man sehe nur zu, wie z. B. ein

Finken- oder ein Schwalbenpaar seine Jungen im Neste füttert, wie es sich förmlich aufopfert und gar nicht an sich selbst denkt, um nur für die Kinder zu sorgen, mit welcher Aufregung es endlich den ersten Ausflug leitet! Wahrscheinlich hat es auch schon einzelne Finken oder Schwalben gegeben, welche ihre Pflichten vernachlässigten, aber die Folge war, daß ihre Jungen zu Grunde gehen mußten. Nur diejenigen Jungen bleiben am Leben, welche von ihren Eltern die gesunden Instinkte geerbt haben können.

In der Gefangenschaft kommt es bisweilen vor, daß die Vögel ihre Instinkte verlieren: die Lebensbedingungen sind eben für sie andere geworden. Ein Kanarienzüchter, welcher meinen Kindern eine Hecke verkauft hatte, ließ später dringend bitten, ihm doch von den Jungen ein Pärchen zurückzugeben, denn er habe das Unglück, daß sein jetziges Stammpaar nicht mehr füttern wolle; die unsrigen aber stammten von Eltern, welche sich durch gewissenhafte Fütterung ausgezeichnet haben. Dieser Praktiker nahm als ausgemacht an, daß der fragliche Instinkt sich vererbe.

Auch bei Säugethieren bewirken veränderte Lebensbedingungen manchmal eine Ausartung der auf die Erhaltung der Art gerichteten Instinkte. Manche Arten vermehren sich in der Gefangenschaft überhaupt nicht. Andere werfen zwar Junge, kümmern sich aber um diese nicht, welche somit ohne künstliche Ernährung und Pflege durch Menschenhand umkommen müßten. Im Karlsruher Stadtgarten befindet sich eine Wölfin, welche ihre Neugeborenen regelmäßig auffrißt. Schon eine Veränderung des Klimas kann sehr ungünstig einwirken.

So wollen z. B. die Neufundländer Hunde es sehr kühl haben, wie es in ihrem Heimathlande ist. Das Paar, welches ich einst in Konstanz besaß, litt sehr unter der Sommerhitze, kühlte sich aber im See (manchmal widerrechtlich in den öffentlichen Brunnen)

ab und blieb gesund dabei. Die Hündin bekam jährlich zweimal je 10 bis 13 Junge, welchen sie die größte Sorgfalt widmete. Als die beiden Hunde, wegen der vielen Unzuträglichkeiten, die sie verursachten, verkauft wurden, erwarb sie ein Herr, der am Lago maggiore wohnte; und bald zeigte sich, daß es ihnen an ihrem neuen Aufenthaltsorte zu heiß war. Obwohl dort auch ein See Kühlung bot, genügte dies nicht, um die Ausartung zu hindern. Die Hündin warf zwar noch Junge, aber sie brachte keines auf. Sie benahm sich so gleichgültig, daß sie dieselben im Korbe zertrat oder zerdrückte, was einer Hundemutter sonst niemals passirt.

Unter normalen Verhältnissen werden Thiere durch einen unwiderstehlichen Antrieb gezwungen, den Forderungen ihrer Instinkte nachzukommen. Sind sie durch äußere Gewalt verhindert, dies zu thun, so leiden sie darunter sehr. Sie gerathen in große Unruhe und Angst, die Aehnlichkeit mit den Gewissensnöthen des Menschen haben. Man kann die Analogie aufnehmen: der Instinkt ist das Gewissen der Thiere, das Gewissen ist der Instinkt des Menschen. Die Aeußerungen des Gewissens haben für den Anthropologen etwas Ehrwürdiges und Heiliges. Wie viele Tausende, ja Hunderttausende von Jahren mußten vergehen, wie viele Millionen Unglücklicher mußten im Elend verkommen, bis das Gewissen der Menschheit ein erobertes und befestigtes Gut war! Bis dasselbe derart geschärft war, daß es uns in jedem einzelnen Falle sagt, was recht und was unrecht, d. h. was zur Erhaltung des Menschenthums förderlich oder nachtheilig ist!

Wenn uns jetzt Einer belehren will, das Gewissen sei nur eine anerzogene, von bösen Menschen im eigensüchtigen Interesse erfundene Eigenschaft, die man sich abgewöhnen müsse, um wahrhaft frei zu sein, so bedarf es hiernach keiner Erklärung mehr, was von solcher Weisheit zu halten ist!

4. Der Kampf ums Dasein im allgemeinen.

Der „Kampf ums Dasein"! Welch' ein viel mißbrauchtes und wenig verstandenes Wort! Nicht mehr bloß in den rein wissenschaftlichen Erörterungen der Gelehrten, nein, auch in den Verhandlungen der Volksversammlungen erschallt das Schlagwort vom „Kampf ums Dasein", und wie wenige von Denen, die sich desselben bedienen, haben eine Ahnung davon, was das Wort eigentlich besagen will!

Wir werden als den Grundirrthum der Sozialdemokratie erkennen, daß sie den Kampf ums Dasein beim Menschen abschaffen will und sich einbildet, ein solches Bestreben könne Erfolg haben. Aber nicht bloß die Sozialdemokraten, auch ihre Gegenfüßler, die Konservativen, haben eine ganz falsche Vorstellung vom Kampf ums Dasein und von seiner Bedeutung für das Menschengeschlecht. In einer Versammlung der Konservativen in Karlsruhe soll Hofprediger Stöcker nach dem Bericht der „Badischen Landeszeitung" gesagt haben: „Eine gottlose Naturwissenschaft hat das Wort vom Kampf ums Dasein ausgesprochen. Ich protestire dagegen, mir graut vor einem solchen Kampfe. Nicht kämpfen soll Jeder für sich, sondern Einer für Alle und Alle für Einen."

Es ist begreiflich, daß dem Redner graut vor dem Kampfe ums Dasein, besonders wenn er, wie sehr viele naturwissenschaftliche Laien, die Vorstellung hat, dieser Kampf bestehe darin, daß Jeder mit einer Keule auf den Anderen losgeht, daß gewissermaßen ein Kampf Aller gegen Alle entbrennt, in welchem nur die rohe Gewalt Siegerin bleibt. Vor einem solchen Kampfe würde nicht bloß dem Herrn Hofprediger Stöcker, sondern jedem gebildeten Menschen grauen; aber in dieser Weise ist der Kampf ums Dasein in Europa nur in den vorgeschichtlichen Zeiten und im ersten Morgendämmern der Geschichte ausgefochten worden.

Uebrigens selbst wenn es noch jetzt so wäre, oder wenn solche Zeiten zurückkehren könnten, würde das „Grauen" nicht viel nützen; der Bedrohte würde sich eben seiner Haut wehren, und der genannte Redner, der als eine sehr kraftvolle Persönlichkeit geschildert wird, dürfte es vielleicht nicht verschmähen, zur Selbstvertheidigung die Waffe zu ergreifen. Haben doch auch die Klosterherren des frühen Mittelalters es als eine selbstverständliche Sache angesehen, in blanker Rüstung auf die Zinnen ihrer vom Feinde bedrohten Gotteshäuser zu treten und sich mannhaft zu wehren; diese waren gewiß nicht die schlechtesten Christen.

Aber so wenig zugegeben werden kann, daß der Kampf ums Dasein in einem Kampfe Aller gegen Alle besteht, wie sich Herr Stöcker ihn vorstellt, ebenso unrichtig wäre es zu sagen, daß derselbe *nur* mit „geistigen Waffen" geführt werde. Um aus allen diesen Irrthümern aufzutauchen, wollen wir einmal eine Betrachtung darüber anstellen, ob der Kampf ums Dasein beim Menschen überhaupt stattfindet, und, wenn ja, in welcher Weise er geführt wird.

Wäre der Kampf ums Dasein als eine Anwendung von *Gewalt* von einem Individuum gegen das andere zu verstehen, so könnte er sich in der Pflanzenwelt nicht äußern, denn die Pflanzen besitzen keine willkürliche Bewegungsfähigkeit und vermögen einander nicht eigentlich zu bekriegen, und dennoch wird auch bei ihnen der Kampf ums Dasein in der erfolgreichsten Weise ausgefochten. Um gleich ein Beispiel anzuführen: Der Hardtwald bei Karlsruhe war vor Zeiten ein herrlicher Eichenwald, von dem am Eingang des Wildparks noch spärliche Reste stehen. Aber wie sehen diese aus! Wipfeldürr sind sie alle und dem Untergang unrettbar verfallen. Von Jahr zu Jahr lichtet sich der Bestand, und würde nicht der Förster die gebrechlichen Baumgreise allmählich holen, so würden sie schließlich in sich selbst zusammenstürzen. Nachwuchs von Eichen kommt

nicht auf. Man behilft sich mit der genügsameren Föhre, und in wenigen Jahrzehnten wird diese das ganze Gebiet des Hardtwaldes erobert haben. Woher diese Verdrängung einer Species durch eine andere? Man irrt gewiß nicht, wenn man sie der Senkung des Horizontalwassers infolge der Rheinkorrektion zuschreibt. Daß das Horizontalwasser sich gesenkt hat, ist eine durch die Karlsruher Brunnen bestätigte Thatsache. In meiner Jugend, lange bevor die jetzige Trinkwasserleitung bestand, hatte der Brunnenmacher fortwährend zu thun, um die mehr und mehr austrocknenden Hausbrunnen zu versenken, was für die Knaben ein hochinteressantes Schauspiel war. Die Entziehung des Wassers unter der Oberfläche des sandigen Hardtbodens ist die offenbare Ursache des Aussterbens der Eiche und ihrer Ersetzung durch die Föhre, denn erstere will es feucht, letztere will es trocken haben. In den tiefer gelegenen, die ehemaligen Wasserläufe mit ihrem Lehmboden einnehmenden Waldungen bei Durlach und längs der Rheinufer, wo es naß genug ist, blüht und grünt die Eiche in gewohnter Kraft und Pracht.

Dem Leser geht aus diesem, absichtlich aus dem Pflanzenreiche gewählten Beispiele schon eine Vorstellung davon auf, daß der Kampf ums Dasein doch nicht unbedingt so grauenhaft ist, wie das Wort vermuthen ließ. Man könnte die Zahl der Beispiele leicht vermehren und auch solche beibringen, wo die Rollen vertauscht sind. So war die dänische Halbinsel ehemals mit Föhren bestanden; aber diese wurden zuerst von der Buche verdrängt, welche dann ihrerseits der Eiche Platz machen mußte. Dort ist also die Eiche im Vordringen begriffen. Dies hängt natürlich immer mit Aenderungen der Lebensbedingungen zusammen.

In der Thierwelt tritt der Kampf ums Dasein ebenfalls in der geschilderten Form auf, allerdings aber auch noch in einer anderen. Die Thiere hängen nicht bloß von ihrer Nahrung,

sondern auch von Feinden ab, die ihnen nachstellen. Ueber die letztere Form des Kampfes darf man aber die erstere nicht übersehen. Gedeihen die Feldfrüchte in einem Jahr gut, so freut sich mit dem Bauern auch der Jäger, weil er weiß, daß es viele Hasen giebt. Doch kann seine Hoffnung zu schanden werden, wenn er lässig in der Vertilgung des Raubzeugs ist, welches unter den jungen Hasen aufräumt. Sehr oft sind zwei oder mehrere Thierspezies so aneinander gebunden, daß mit der Vermehrung der einen auch die ihrer Feinde eintritt, welche jene wieder vermindern. Dies erklärt u. a. auch die während mehrerer Jahre oft ungemein starke Zunahme mancher Species, worauf dann ebenso plötzlich und scheinbar räthselhaft eine Abnahme erfolgt. Man hofft nicht mit Unrecht die Vermehrung der Nonne werde eine entsprechende Vermehrung der Schlupfwespe nach sich ziehen und diese dann die Nonne vertilgen, worauf sie selbst aus Mangel an Nonnen und mit dem Troste: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan" ebenfalls wieder verschwindet.

Das Beispiel von Darwin, wie das Gedeihen des Klees von dem Vorhandensein von Katzen abhängt, ist ziemlich bekannt: Der Klee bedarf zu seiner Befruchtung der Hummeln, welche den Pollenstaub übertragen; diese Hummeln werden von den Mäusen verfolgt, die Mäuse aber von den Katzen. Je mehr Katzen, desto weniger Mäuse, desto mehr Hummeln und desto mehr Klee. Ein witziger Kopf hat hinzugefügt: da die alten Jungfern sich mit Vorliebe der Katzenpflege widmen, so kann man auch sagen: Je mehr alte Jungfern, desto mehr Klee.

Wir haben früher schon bemerkt, daß wilde Völkerschaften fremder Welttheile bei der Berührung mit Weißen, ohne daß ihnen Gewalt geschieht, langsam dahinsiechen, was an die Wirkung des Horizontalwassers bei den Eichen erinnert; jedoch spielt hier das Horizontalwasser keine Rolle, sondern eher das

Feuerwasser. Die Ursachen und Wirkungen sind beim Menschen äußerst schwierig zu verfolgen, weil er sich in ungemein verwickelten Lebensbedingungen befindet. Die Frage aber, ob beim Menschen ein Kampf ums Dasein stattfindet, muß unbedingt bejaht werden; nur ist es ein Kampf mit den äußeren Lebensbedingungen, die in den meisten Fällen vom Menschen unabhängig sind oder doch nur schwierig beeinflußt werden können. Wer den Kampf besteht, bleibt oben oder steigt höher; wer zu schwach oder sonst untauglich ist für das Leben, der geht unter. Das Ergebniß der Auslese ist aber bedeutenden Schwankungen unterworfen, weil die Lebensbedingungen des Menschen sich fortwährend ändern. Auch wenn Klima und alle sonstigen physischen Einflüsse durch lange Perioden hindurch die nämlichen bleiben, so ändern sich die Lebensbedingungen des Menschen dennoch durch die Thatsache seiner außerordentlich starken Vermehrung. Jeder versteht es ohne nähere Erläuterung, daß die Lebensbedingungen im Großherzogthum Baden ganz andere waren, als nur eine halbe Million Menschen dasselbe bewohnte, während jetzt deren über anderthalb Millionen leben wollen. Ein großer Theil der „sozialen Frage" entspringt der Enge des Raumes, auf dem sich die Menschen mehr und mehr zusammendrängen.

5. Der „Kampf ums Dasein" beim Menschen.

Lieber Leser! Wenn du noch zweifelst, daß ein „Kampf ums Dasein", nicht im Sinne politischer Kannegießer, sondern im rein naturwissenschaftlichen Sinne, beim Menschen stattfindet, so lade ich dich ein, mich auf einem Gange nach dem Friedhofe zu begleiten. Wenn du dich von deinem Erstaunen über das riesige Anwachsen der neuen Grabfelder und über den Wald von neuen Kreuzen erholt hast, so wollen wir die Gräber einer Betrachtung unterziehen. Da siehst du die für jeden Menschen-

freund ungemein schmerzliche Zahl von Kindergräbern und du fühlst dich gleich mitten in unsere Gedankenreihen hinein versetzt. Unsere heidnischen Vorfahren pflegten, um ihr Geschlecht gesund und mannhaft zu erhalten, schwächlich geborene Kinder an verlassenen Orten auszusetzen oder dem Gottesurtheil, wie sie es nannten, einer Wasserfahrt auf dem umgekehrten Schilde zu unterziehen. Trieb der Schild mit dem unversehrten Kinde an das Ufer, so wurde es auferzogen; ertrank es, so erblickte man in diesem wie in jenem Ausgang das Walten der Gottheit. Solche grausame Sitten sind unter dem Einflusse des Christenthums längst einer menschlicheren Anschauung gewichen. Wir geben uns alle erdenkliche Mühe, auch die schwächlichsten von unseren Nachkommen dem Leben zu erhalten; aber der „Kampf ums Dasein", der Kampf mit den äußeren Lebensbedingungen, macht oft alle Anstrengungen zu nichte und entreißt uns den Gegenstand unserer Liebe und unserer Sorge. Kinder, die nicht widerstandsfähig sind, erliegen jeder ansteckenden Krankheit leichter als andere, und das Wegsterben der Schwachen sichert den Bestand einer durchschnittlich kräftigen Rasse.

Ich erinnere mich eines Ausspruches eines angesehenen, jetzt nicht mehr am Leben befindlichen Landwirthes aus einem der oberen Bezirke Badens, der einen tiefen Eindruck auf mich machte, so daß ich denselben jahrelang nicht vergessen konnte. „Unsere Rekruten", sagte der Herr zu mir, gehören zu den brauchbarsten des Landes; denn in unserem rauhen Klima kommen nur diejenigen Kinder auf, welche kräftig geboren sind." Wie entsetzlich, dachte ich mir, und ich empfand etwas von dem „Grauen" des Herrn Hofpredigers Stöcker vor dem „Kampf ums Dasein". Aber seitdem habe ich einsehen gelernt, daß der „Kampf ums Dasein" beim Menschen nicht nur eine Thatsache, sondern auch eine Nothwendigkeit ist, und ich zolle der scharfen Beobachtungsgabe jenes Mannes, der zugleich ein Denker und

ein Menschenfreund war, meine hohe Achtung. Würden alle elenden Geschöpfe am Leben bleiben und selbst wieder Nachkommen erzeugen, welcher Verfall der Menschheit an Körper und Geist würde die unausbleibliche Folge sein! Ich füge den Satz eines bedeutenden französischen Forschers, de Lapouge in Montpellier an, welcher sagt, die Zunahme von Selbstmorden und Verbrechen in unserer Zeit rühre von den Verbesserungen der Gesundheitspflege her, vermöge deren eine Menge mit Siechthum behafteter Individuen das Leben behält und noch siechere hoffnungslose Nachkommen hinterläßt.

Nichts ist vollkommen hier auf Erden; jeder Lichtseite entspricht eine Schattenseite, aber man kann den Sinn auch umkehren: jeder Schattenseite; entspricht eine Lichtseite! So ist die Kindersterblichkeit als ein zwar für den Einzelnen grausamer, dem ganzen aber wohlthätiger Ausleseprozeß aufzufassen. Je nach Temperament oder Stimmung wird der Beobachter mehr die Licht- oder mehr die Schattenseiten erblicken.

Wandern wir weiter zu den Gräbern der Erwachsenen, unter denen wir so manchen bekannten Namen antreffen. Da werden wir an die mannigfachsten Lebensschicksale erinnert. In diesem Grabe ruht ein schlichter Mann, der in armen Verhältnissen geboren und gestorben ist, weil er gar nicht den Trieb besaß, höher zu steigen; und so wie es ihm erging, ergeht es seinen Kindern, nur daß sie vielleicht auch von der herrschenden Sucht nach einem bequemeren Leben ergriffen sind, ohne den Weg zu finden, dasselbe zu erreichen. In einem anderen Grabe hat ein Mann die letzte Ruhestätte gefunden, der jenes Streben besaß, der sein ganzes Leben lang bitterlich gerungen hat, um sich und den Seinen eine bessere Stellung zu verschaffen; aber es fehlte an seiner Begabung irgend etwas, so daß er nicht ans Ziel gelangte und seine Nachkommen in der gleichen Stellung zurückließ, wie sein Nachbar. Wir finden auch Gräber, in denen

Menschen nach einem gut und erfolgreich vollbrachten Lebenswerke gewissermaßen ruhig und zufrieden ausruhen, Solche, die von unten sich heraufgearbeitet haben, oder auch Solche, die eine überkommene Stellung ausfüllten und behaupteten. In beiden Fällen befindet sich die Nachkommenschaft in erwünschter sozialer Lage. Zuletzt fehlt es auch nicht an Solchen, die eine günstige, von den Eltern bereitete Stellung durch Ungeschick oder Leichtsinn verscherzt haben und ihre Kinder auf der sozialen Stufenleiter herabsteigen sehen mußten.

Fürwahr, wer mit denkender und empfänglicher Seele die lehrreichen Gräber-Alleen durchwandert, der kann nicht leugnen wollen, daß der „Kampf ums Dasein" eine Thatsache ist, mag ihm davor grauen oder nicht.

Und willst du, lieber Leser, nach der Rückkehr vom Kirchhofe dir klar machen, in welcher Weise der Kampf ums Dasein beim Menschen ausgefochten wird, so wirst du im ersten besten Zeitungsblatt Auskunft finden, nur mußt du es anders lesen, als der gewöhnliche Neuigkeitswurm. Siehe da gleich ein paar Anzeigen, die mit den Worten beginnen: „Infolge richterlicher Verfügung . . ." Du brauchst nicht weiter zu lesen: das ist die Verlustliste im Kampfe ums Dasein. Es giebt aber noch mehr, und zwar selten in ihrer wahren Bedeutung gewürdigte Verlustlisten. Im politischen Theil stehen eine Anzahl Namen von jungen Männern, welche irgend ein Examen bestanden haben; du gratulirst ihnen im stillen. An ein paar Andere, deren Namen nicht dabei stehen, obwohl sie im Examen gewesen sind, denkt man nicht. Das sind die Armen, die ihre Jugendjahre an ein für ihre Begabung unerreichbares Ziel verschwendet haben und die meist dazu verurtheilt sind, in untergeordneterer Stellung, das heißt nach den getäuschten Erwartungen von etwas Höherem in beständiger Unzufriedenheit ihr Leben zuzubringen. Und noch eine weitere, in ihrer Art die furchtbarste Auslese, finden wir

im politischen Theil der Zeitungen mit trockenen Worten angezeigt: „Die Strafkammer hat den N. wegen dieses oder jenes, im wiederholten Rückfall verübten Verbrechens zu so und so viel Jahren Zuchthaus verurtheilt.“ Das heißt gewöhnlich mit anderen Worten, daß der Betreffende sein Leben zwischen Strafanstalten und neuen Verbrechen theilt, daß seine Nachkommenschaft, wenn er überhaupt solche besitzt, auf dem gleichen Wege allmählich zu Grunde geht. Denn der unwiderstehliche Hang zum Verbrechen ist, wie jede Charakteranlage, erblich, nicht so, daß jedes Kind eines Verbrechers nothwendig gleichfalls ein Verbrecher sein muß, aber daß unter seinen Nachkommen ab und zu immer wieder ein Kind mit den unglücklichen Anlagen des Vorfahren behaftet erscheint.

Worin besteht nun das Wesentliche im Kampfe ums Dasein beim Menschen? Wir sehen nochmals, daß es kein Kampf von Mann gegen Mann ist, wie oberflächliche Beurtheiler meinen, sondern ein Kampf gegen die Lebensbedingungen, ein Streben, aus schlechten in bessere Lebensbedingungen zu kommen. Wir nennen das: Aufsteigen auf der sozialen Stufenleiter. Besser wohnen, besser essen, seine Kinder besser erziehen und ihnen eine bessere Stellung verschaffen können, vor den gewöhnlichen Schädlichkeiten behütet sein, das ist der Inbegriff dessen, was die Menschen im Kampfe erringen wollen. Vielen, die eine entsprechende Begabung mitgebracht haben, gelingt es, Andere mühen sich vergeblich ab. Wer emporsteigt, hat sich zu einem guten Theile dem Kampf entzogen, freilich nur, um unwissentlich anderen Schädlichkeiten zu verfallen; aber in den untersten sozialen Schichten wüthet der Kampf am rücksichtslosesten und verheerendsten. Und, hier ist der Ort, wo er ausgefochten werden **muß**. Ihn aufzuheben ist nicht möglich, weil er auf einem unerbittlichen Naturgesetze beruht, welches wiederum in den erblichen Eigenschaften jedes Geschöpfes und auch des

Menschen seine Wurzel hat. Die theoretische Spekulation belehrt uns ferner, daß, wenn die Aufhebung des Kampfes möglich wäre, sie die Verschlechterung der menschlichen Rasse und schließlich deren gänzlichen Verfall zur Folge haben müßte.

Hebt man den vierten Stand, so bildet sich hinter demselben sofort ein fünfter, in welchen das Kanonenfutter im Kampfe ums Dasein hinuntergestoßen wird, und so weiter; irgendwo muß und wird der Kampf zum Austrag kommen. Die Schlüsse in betreff der Sozialdemokratie mag sich der Leser einstweilen selbst ableiten.

6. Die „natürliche Auslese" beim Menschen.

In dem fünften Abschnitt ist schon ausgesprochen worden, daß die natürliche Auslese, welche auf den Menschen einwirkt, zu verschiedenen Zeiten nicht in gleicher Art und Richtung thätig ist. Vergegenwärtigen wir uns dies nun an einigen Beispielen etwas näher. In den Zeiten der alten Germanen, als der Mann mit Speer, Wurfbeil und Schwert kämpfte, hatte nur der Unerschrockenste und körperlich Kräftigste Aussicht auf Sieg in den zahllosen Familien- und Stammesfehden, und damit auf Erhaltung seines Lebens und seiner Nachkommen. Die natürliche Auslese war darauf gerichtet, ein wehrhaftes, kräftiges Volk von tapferen Männern zu erzeugen. Wer unmännlich, schwächlich oder feige war, der hatte in jener harten Zeit keinen Raum auf der Erde; schon die allgemeine Verachtung, die ihn von der Gleichberechtigung ausschloß, mußte tödtlich wirken, wenn nicht auf ihn selbst, so doch auf seinen Stamm, der unmöglich blühende Nachkommenschaft treiben konnte.

Ganz anders heutzutage. Bei unseren mit Feuerwaffen ausgerüsteten Massenheeren werden die körperlich kräftigsten Leute der Gefahr der Vernichtung im Kampfe ausgesetzt, und diese

trifft sie um so sicherer, je muthiger sie sich in der Schlacht dem Feinde entgegenwerfen oder je aufopfernder sie besonders waghalsige Ausführungen übernehmen. Unterdessen hängt die Erneuerung der Nation von den Greisen, den Krüppeln, den Kranken und Schwachen ab. Bei einem kurzdauernden Kriege, wie der von 1870/71 war, sind die Folgen nur in geringem Grade wahrnehmbar; eine ganz unzweifelhafte Wirkung im nachtheiligen Sinne haben jedoch die langdauernden Kriege Napoleons I. auf die körperliche Tüchtigkeit des französischen Volkes ausgeübt.

In Vorstehendem ist schon angedeutet, daß wie die körperlichen, so auch die geistigen und moralischen Eigenschaften je nach den äußeren Umständen einer verschiedenen Wirkung der Auslese unterliegen. Zum Beispiel die Wahrheitsliebe. In der Zeit der alten Germanen galt nur der waffenfähige Mann für voll, und dieser hatte keine Ursache, mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten. Hatte er doch Niemanden zu fürchten! Unwahrheit und Lüge wurden wie Feigheit verachtet. Die Auslese war auf Erzielung eines Geschlechtes gerichtet, welches viel zu stolz und selbstbewußt war, um von der Wahrheit abzuweichen. Alle alten Berichte rühmen die Wahrhaftigkeit der Germanen. In der Gegenwart ist das anders. Zwar grobe und häufige Unwahrheiten darf man sich auch jetzt noch nicht zu Schulden kommen lassen, ohne in Mißachtung zu verfallen — soweit erstreckt sich die Vererbungskraft unserer Vorfahren —, aber ein bißchen Pfiffigkeit, wäre es auch mit Unwahrhaftigkeit gepaart, hilft manchmal besser zum Emporkommen, als die größte Ehrlichkeit, und deswegen wird jenes Laster auch nicht mehr so allgemein verabscheut, sondern häufig durch die Nothwendigkeit entschuldigt. Die Auslese hat aufgehört, in dem früheren Sinne zu wirken, daher wir nur noch von dem ererbten Schatz der Tugend unserer Vorfahren zehren.

Mit den moralischen Anlagen ändern sich auch die religiösen

und *weltlichen Gesetze*. Dem alten Germanen war die *Blutrache* ein hohes, unverletzliches sittliches Gebot, dessen Befolgung keine Gewalt hindern durfte. Ein Germane glaubte, daß ein ermordetes Familienglied nicht ruhig im Grabe ruhen könne, wenn er den Mörder nicht verfolgte und im Falle seiner Unerreichbarkeit ein anderes Glied der Familie des Thäters büßen ließ. Da diese That wiederum die Blutrache herausforderte, so führte letztere zu den erbittertsten Familienfehden und häufig zur Ausrottung ganzer Geschlechter; rächt doch auch Chriemhild den Tod des Helden Siegfried schauerlich großartig durch die erbarmungslose Vertilgung sämtlicher Nibelungen. Es ist klar, daß nur sehr zahlreiche und wehrhafte Sippen solche Kämpfe überdauern konnten. Wer aber die Tödtung eines seiner Familienmitglieder ungerächt ließ, der konnte sicher sein, daß ihm nun jede erdenkliche Unbill widerfuhr und daß sein Geschlecht dem Untergange anheimfiel. Eine scharfe Auslese wirkte auf Befestigung des Triebes zur Blutrache, und es begreift sich leicht, daß es späterhin trotz der Kulturfortschritte und trotz Einführung des Christenthums ungeheure Mühe kostete, eine so altbefestigte Sitte abzuschaffen, die heute noch nicht in allen Gegenden Europas erloschen ist. Doch wirkt die Auslese jetzt mit aller Entschiedenheit der Blutrache entgegen; eine mit dem Rachetrieb behaftete Sippe, welche früher eine der angesehensten und wohlgesichertsten gewesen wäre, an die sich kein Feind gewagt hätte, würde jetzt hinter Zuchthausmauern verdorren.

Es ist als sicher anzunehmen, daß auch die sittlichen Anschauungen in Hinsicht auf die Ehe der natürlichen Auslese unterliegen, und zwar einer verschiedenen, je nach den äußeren Bedingungen. Für Asien und Afrika ist die *Vielehe* ein natürliches Erzeugniß der klimatischen und Produktionsverhältnisse; für Europa ist die *Einehe* das Naturgemäße. Ich will dies nur der Vollständigkeit wegen hier anführen, da gerade

dieser Punkt wegen der Bildung der Familie als einer Grundlage der gesamten europäischen Kultur von Wichtigkeit ist.

Eine der schwerwiegendsten Thatsachen ist es, daß hohe geistige Ausbildung häufig zur körperlichen Schwäche und zum Erlöschen von sehr begabten Familien führt. Das Studium ist der Gesundheit schon wegen des vielen Sitzens nachtheilig; dazu kommt aber noch, daß mit dem Trieb, sich uneigennützig der geistigen Forschung hinzugeben, diejenigen Eigenschaften fast unvereinbar sind, welche die Ernährung einer zahlreichen Familie ermöglichen. Einige Forscher z. B. de Candolle, behaupten geradezu, daß die allzu angestrengte Gehirnthätigkeit die Fruchtbarkeit beeinträchtige; dem liegt die Annahme zu Grunde, daß die Ausbildung des menschlichen Gehirnes bereits einen durchschnittlichen Grad erreicht habe, der nur ausnahmsweise und auf Kosten des übrigen Organismus überschritten werden könne. Andere, wie Franz Galton, geben zu, daß hervorragende Gelehrte selten zahlreiche Familie haben, führen dies aber auf den Umstand zurück, daß jene in der Regel spät heirathen, nachdem sie zur Anerkennung gelangt sind und eine entsprechende Stellung errungen haben. Es ist eine von Vielen gemachte Beobachtung, daß der Stamm bedeutender Männer häufig in der zweiten oder dritten Generation schon erlischt. Das gesamte Kulturleben, wie es sich hauptsächlich in den Städten konzentrirt, wirkt in gleicher Weise aufreibend. Die Städte ziehen fortwährend eine Menge der thätigsten und strebsamsten Menschen vom Lande an, von denen der größte Theil zu Grunde geht, ohne das geträumte Ziel erreicht zu haben. Das Mittelgut, welches körperlich gesund und geistig nicht bedeutend ist, erhält und vermehrt sich am besten.

Diese Thatsachen begründen einen großen Unterschied in der Wirkung der natürlichen Auslese auf den Menschen im Vergleich mit anderen lebenden Wesen. Bei den Thieren wirkt die Auslese

(von wenigen besonderen Ausnahmen abgesehen) auf eine fortwährende Steigerung der günstigen Eigenschaften hin, während beim Menschen zwei einander entgegengesetzte Wirkungen thätig sind. Um diese recht verständlich zu machen, sei wieder zum Ausgangspunkte der Darwinschen Theorie, zur künstlichen Züchtung, zurückgekehrt. Wir haben gesehen, daß ein intelligenter Thierzüchter die geringen oder untauglichen Individuen aus der Herde entfernt und nur die besten am Leben läßt, um sie zur Nachzucht zu benutzen. Stellen wir uns nun aber vor, der intelligente Züchter hätte einen dummen und bösen Bruder, mit dem er die Herde in ungetheilter Gemeinschaft besitzt, und der die gleichen Rechte ausübt wie der Erste. Wenn nun der intelligente Züchter die untauglichen Thiere ausgelesen hat, dann kommt der boshafte Bruder und beseitigt gerade die besten Thiere, um sie dem Metzger zu verkaufen. Von dem Umstande, ob der intelligente Bruder, oder ob der boshafte sein Geschäft mit mehr Eifer und Geschick besorgt, hängt es ab, ob die Herde sich vervollkommnet oder Rückschritte macht. Ist der böse Bruder lässig, so kann trotz seiner zweckwidrigen Handlungsweise doch die Herde sich verbessern, nur geht es langsamer, als wenn er gar nicht da wäre; ist aber der gute Bruder faul oder versteht er sein Geschäft nicht recht, dann bringt es der böse dahin, daß die Herde immer schlechter und schlechter wird.

Da die Menschheit zweien solchen widerstreitenden Einflüssen ausgesetzt ist, so begreift sich leicht die anscheinend sonderbare Thatsache, daß trotz der natürlichen Auslese die Menschheit so langsam fortschreitet, ja zeitweise entschiedene Rückschritte macht. Die beiden Wirkungen sind eben nicht zu allen Zeiten gleich stark; bald überwiegt die günstige, bald wieder unter wechselnden äußeren Bedingungen die schädliche.

Von dem Vorhandensein einer schädlichen Wirkung hat die Menschheit von alters her ein ziemlich deutliches Bewußtsein

gehabt, wenn sie sich auch von dessen Natur und Ursprung keine Rechenschaft geben konnte. Schon bei den alten Parsen stand neben dem guten Geist Ormuzd der böse Ahriman. Die Hellenen nannten die feindlichen Naturmächte „Giganten" und stellten häufig den Kampf der oberen Gottheiten mit diesen Erdgöttern dar, am großartigsten auf dem Zeus-Altar von Pergamon, der sich dank den Ausgrabungen unseres Landsmannes Humann in Berlin befindet. Auch die Germanen kannten neben den Lichtgöttern eine Menge dunkler „Alben", boshafter „Zwerge" und ungeschlachteter „Riesen". Das Christenthum hat mit diesen Anschauungen nicht nur nicht aufgeräumt, sondern es hat den „Teufel" gehegt und gepflegt, ja viele orthodoxe Vertreter des Christenthums glauben heute noch, ohne den Teufel gar nicht auskommen zu können. Die Thatsache ist auch nicht aus der Welt zu schaffen, daß es ein böses, dem geistigen und sittlichen Fortschritte der Menschheit sich entgegenstemmendes Prinzip giebt, welches zwar manchmal wie Mephisto in Goethes „Faust" das Böse will und das Gute schafft, meist aber seinen Zweck erreicht. Ob man dieses Prinzip „Ahriman", „Gigant", „Loki", „Beelzebub", „Teufel" oder prosaisch — „nachtheilige Auslese" nennt, ist am Ende ganz einerlei, es kommt nur darauf an, welche Vorstellungen man mit dem Namen verbindet. Das kann aber Jeder halten, wie er will, oder vielmehr, er wird es halten, wie es dem Grade seiner Welterkenntniß am meisten entspricht. In meinen Augen ist es ein Vorzug der richtig verstandenen Darwinschen Lehre, daß sie ebensogut mit der höchsten Intelligenz, als mit der heiligen Einfalt sich vertragen kann. Unduldsamkeit ist des echten Jüngers des großen Meisters unwürdig, und noch unwürdiger, weil teuflisch in dem angedeuteten Sinne, ist es, die Darwinsche Lehre in falscher Auslegung zum Zerstören anstatt zum Aufbauen zu benützen.

7. Die Vererbung im allgemeinen.

Bevor wir im Studium der Wirkungen der natürlichen Auslese auf den Menschen weiter schreiten, müssen wir das Wunder der Vererbung näher betrachten. Ein Wunder nenne ich die Erscheinung, die sich täglich abspielt und die nur wegen ihrer Häufigkeit den Schein des Alltäglichen angenommen hat, ohne darum in den Augen des denkenden Beobachters etwas von ihrer Wunderbarkeit zu verlieren.

Aus einem winzigen Samenkorn wird ein riesiger Baum, ist das nicht schon ein Wunder? Und aus jedem Samenkorn wird nur ein Baum oder eine Pflanze von der Art, von der das Samenkorn stammt, ist das nicht noch ein größeres Wunder? In den Molekülen des Keimes sind schon alle Eigenschaften des späteren Gewächses verborgen, und trotzdem vermögen wir mit den schärfsten Mikroskopen die Struktur des Keimes nicht zu enträthseln. Selbst besondere Eigenschaften einer Pflanze, wie z. B. eine etwas abweichende Färbung der Blüthe, wird getreulich vererbt, ohne daß man sich nur vorzustellen vermöchte, wie in dem Keim schon alles so genau vorgebildet sein kann.

Auch in der Thierwelt werden die Eigenschaften der Eltern hinsichtlich Größe, Färbung, Kraft und Milchergiebigkeit, Futterverwerthung und Fruchtbarkeit, mit erstaunlicher Beständigkeit auf die Nachkommen übertragen, wie jeder Thierzüchter weiß. Ein schlechtes Stück kann eine ganze Herde verderben. Andererseits beruht auf der Vererbungskraft jeder Fortschritt in der Güte der Herde und die Möglichkeit, durch geeignete Auswahl der Zuchtthiere beliebige Eigenschaften zu verallgemeinern.

Schon bei den Thieren und in weit höherem Grade beim Menschen ist die Treue der Vererbung dadurch verschleiert, daß die Eltern nur in seltenen Fällen einander vollkommen gleich sind. Bei den Menschen giebt es längst keine reinen

Rassen mehr, und besonders in Europa sind die Menschen durch die Völkerwanderungen so durcheinander geschüttelt worden, daß man in unseren Tagen rassereine Individüen vergeblich suchen würde. Blicken wir nur um uns: wie verschieden sind schon die äußeren Merkmale! Ein Individuum hat blonde, ein anderes braune, ein drittes schwarze Haare. Ebenso finden sich bei den Augenfarben alle Schattirungen, und die Uebergänge sind so abgestuft, daß man unter der größten Zahl von Menschen schwerlich zwei mit ganz gleichen Augen wird ausfindig machen können. Die Natur der geschlechtlichen Fortpflanzung bringt es mit sich, daß die Kinder nicht dem einen der Eltern vollständig gleichen können, daß vielmehr die Eigenschaften der beiden Eltern bei den Kindern in der mannigfachsten Weise gemischt erscheinen, und daß durch diese Mischungen neue Eigenschaften zum Vorschein kommen, welche in den Eltern nicht vorhanden waren, so daß man nicht nur die Gesetze der Vererbung schwer erkennt, sondern häufig zweifelhaft wird, ob dieselben beim Menschen in der strengen Weise Geltung haben, wie bei allen übrigen Lebewesen.

Und doch ist dieses letztere der Fall, wovon man beim genaueren Studium des Gegenstandes, freilich nicht ohne große Mühe und Arbeit sich überzeugt,

Auch beim Menschen beruht die Möglichkeit der Vervollkommnung großentheils auf der geschlechtlichen Fortpflanzung. Denken wir uns, der Mensch würde sich, wie die ersten Lebewesen thaten und manche niedere Thiere heute noch thun, ungeschlechtlich fortpflanzen, so würde jedes Kind das Porträt seines Vaters sein, irgend eine erhebliche Aenderung würde nicht eintreten können. Um den ungeheuren Vortheil der Fortpflanzung durch das Zusammenwirken zweier Eltern zu begreifen, wählen wir ein Beispiel. Stellen wir uns ein Menschenpaar vor, welches keine hervorragende Rolle im Leben spielt. Der Mann sei zwar

gescheit, es fehle ihm aber die anhaltende Ausdauer, um ein Ziel zu verfolgen, er bringt es deswegen nicht weit. Seine Frau besitze wenig Verstand, aber einen geduldigen Fleiß in der Verrichtung ihrer Obliegenheiten. Würde sich jedes von diesen Individuen einzeln fortpflanzen können, so würde in einer unendlichen Zeit doch nichts Hervorragendes aus ihrer Nachkommenschaft hervorgehen. Durch die Vereinigung beider ist aber die Möglichkeit gegeben, daß neue Kombinationen gebildet werden. Die Kinder der geschilderten Leute können von viererlei Art sein: 1) solche, die in ihrem geistigen Wesen dem Vater ähnlich sind, die von der Mutter alsdann die mehr gleichgültigen körperlichen Eigenschaften ererben;[1] 2) solche, die in ihrem geistigen Wesen der Mutter nachschlagen, aber die körperlichen Merkmale des Vaters besitzen. Diese beiden Arten werden sich im Leben gerade so knapp durchbringen, wie die Eltern selbst gethan haben. Dann kommen 3) solche, denen die schwache geistige Begabung von der Mutter und die geringe Ausdauer vom Vater zugefallen ist: diese müssen im Kampfe ums Dasein unterliegen und haben geringe Aussicht auf eine zahlreiche und glückliche Nachkommenschaft. Endlich aber kann 4) der Verstand des Vaters mit der Ausdauer der Mutter zusammen treffen, und dann kommt ein hervorragender Mensch, unter Umständen ein Genie zum Vorschein, welches die Welt in Erstaunen setzt.

Dieses Beispiel macht begreiflich, wie es möglich ist, daß nicht selten die größten Geister der Menschheit aus ganz einfachen Lebensverhältnissen und scheinbar unbedeutenden Familien hervorgehen. Man denke z. B. an Rosegger, dessen Vorfahren steyrische Bauern waren und nichts weiter; und unverhofft wird dem Waldbauern von Alpel unter mehreren Knaben einer

[1] Daß die Mutter auch spezifisch männliche Eigenschaften von Vorfahren auf Söhne übertragen kann, wird als bekannt vorausgesetzt.

geboren, dem die Wände zu eng sind und der sich trotz mangelhafter Schulbildung und trotz kümmerlicher Schneiderslehre im 20. Jahre noch die Laufbahn zu einem der angesehensten Schriftsteller ebnet. Aber vom Himmel fällt kein Gelehrter und auch kein Schriftsteller: man lese in Roseggers „Waldheimath" die Schilderung seiner Eltern, und man wird begreifen, daß hier die Gesetze der Vererbung in der oben geschilderten Weise gewaltet haben, und daß durchaus nichts gegen den Lauf der Natur geschehen ist.

Manche besondere Begabungen können mehrere Generationen überdauern, wie z. B. die musikalische Anlage der Familie Bach. Sie begann mit einem 1550 in Preßburg geborenen Bäcker, gipfelte in Sebastian Bach, geb. 1685, und brachte mindestens 20 bedeutende Musiker hervor, wenn auch natürlich nicht jeder Bach ein solcher war; das letzte musikalische Glied der Familie war eine Regina Susanna, welche um 1800 lebte, und mit der das Talent erlosch.

Die musikalische Begabung ist in dieser Hinsicht ganz besonders bevorzugt; diejenigen hervorragenden Persönlichkeiten dagegen, welche auf anderen Gebieten thätig sind und ihre Bedeutung dem Zusammentreffen mehrerer einzelner Eigenschaften verdanken, wie z. B. Verstand, Eifer und Arbeitsfähigkeit, sehen häufig schon bei ihren Kindern diese Eigenschaften sich wieder vereinzeln und dadurch ihre Wirksamkeit verlieren. Wenn in einer begabten Familie ein mehr als gewöhnlich hervorragender Mensch geboren ist, so hängt es von einer glücklichen Heirath ab, ob seine Eigenschaften in der nächsten Generation noch eine Steigerung erfahren. Bei der ungeheuren Zahl von Möglichkeiten, welche geboten sind, ist ein Zusammentreffen sich gegenseitig ergänzender Eigenschaften der Eltern schon zu vergleichen mit der Wahrscheinlichkeit, daß Jemand das große Los gewinnt. Daß aber in zwei oder gar drei aufeinander folgenden Genera-

tionen einer und derselben Familie das große Los falle, das hat eine ganz verschwindend kleine Wahrscheinlichkeit für sich, obwohl es vorkommen kann. Fast allgemein gilt die Regel, daß der Glanz der Begabung in einer Familie sich höchstens durch zwei Generationen steigert, nachher aber durch die hinzutretenden gleichgültigen oder schädlichen Einflüsse wieder abnimmt. Beispiele stehen so zahlreich zu Gebote, daß der Leser mir die Ausführung solcher erlassen wird.

Nur wenn mehrere geistig hochstehende Familien ineinander heirathen, kommt es vor, daß eine bedeutende Begabung sich längere Zeit erhält. So haben sich in England die Familien Montague, Sydney und North wiederholt miteinander verschwägert, wovon die Folge war, daß sie durch volle 200 Jahre in sechs Generationen eine ganz ungewöhnliche Zahl bedeutender und genialer Männer hervorgebracht haben, und wie Fr. Galton dazu trocken bemerkt: „Kein einziges räudiges Schaf in der zahlreichen Herde." Freilich können solche wiederholte Familienverbindungen auch leicht in das Gegentheil ausschlagen, wenn nämlich erbliche Krankheiten oder nachtheilige Geistesanlagen vorhanden sind; daher die auf Erfahrung beruhende Abneigung des Volkes gegen solches Ineinanderheirathen.

8. Einfluß der Vorfahren bei der Vererbung.

Jeder Mensch besitzt zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern und so fort in der Verdoppelung mit jeder Generation, bis durch gegenseitige Verwandtschaft der Vorfahren die Zahl sich wieder verringert. Man könnte aus dieser arithmetischen Thatsache den einfachen Schluß ziehen, daß jeder Mensch von den Eigenschaften, die er besitzt, die Hälfte vom Vater, die die andere Hälfte von der Mutter erhalten hat und, da es bei diesen beiden mit Bezug auf ihre Eltern ebenso ist, je ein Viertel von jedem der Großeltern, ein Achtel von jedem der

Urgroßeltern und so weiter, bis zu den entferntesten Vorfahren, die zu der Zusammensetzung der Nachkommen zu gleichen, aber mit jeder Generation kleiner werdenden Theilen beitragen. In Wirklichkeit ist die Sache verwickelter.

Ueber die merkwürdigen Vorgänge bei der Fortpflanzung haben die Forschungen des vergangenen Jahrzehnts viel Licht verbreitet, obwohl die letzten Ursachen hier, wie fast überall in der Naturwissenschaft, noch in Dunkel gehüllt sind. Mit jedem Schritt, den man bei solchen Forschungen vorwärts thut, und der einen Theil des bis dahin unbekannten Gebietes aufklärt, öffnen sich wieder neue, räthselhafte und für den Augenblick unerforschliche Gebiete, welche die Wißbegierde herausfordern. Man muß sich damit begnügen, daß man der Erkenntniß der Wahrheit etwas näher gekommen ist.

Von bahnbrechendem Charakter waren insbesondere die Theorien von Geh. Rath Dr. Weismann in Freiburg über die Kontinuität des Keimplasmas, über die Kerntheilung und die sogen. Richtungskörper, sowie verwandte Gegenstände; durch diese Theorien wird eine Menge scheinbar unbegreiflicher, oft geradezu launisch erscheinender Thatsachen der Vererbung erklärt.

Hier ist nicht der Ort, auf die Einzelheiten der genannten Theorien und deren wissenschaftliche Begründung einzugehen; es bleibt dem besonders strebsamen Leser unbenommen, dieselben in den Weismannischen Schriften selbst zu studiren. Hingegen sind die Hauptergebnisse von allgemeinem Interesse und so wichtig für das Verständniß des Späteren, daß sie nothwendig mitgetheilt werden müssen.

Zur Erläuterung wähle ich ein Gleichniß, welches manchem Leser ein Lächeln entlocken wird, aber den Vorzug der leichten Verständlichkeit für sich hat. Man stelle sich einen runden Obstkuchen vor, der die Vererbungseigenschaften eines Mannes vorstellen soll. Dieser Mann hat die Hälfte seiner

Eigenschaften von seinem Vater, die andere Hälfte von seiner Mutter: wir belegen deshalb zum Unterschied die eine Hälfte des Kuchens mit Aepfeln, die andere mit Zwetschen. Die Frau unseres Mannes stellen wir ebenfalls dar durch einen Obstkuchen, den wir hälftig mit Himbeeren, hälftig mit Heidelbeeren belegen. Unsere Aufgabe ist nun die, zu versuchen, wie wir aus je einer Hälfte dieser Kuchen einen neuen zusammensetzen können.

Viel wird für die Beschaffenheit unseres neuen Kuchens davon abhängen, in welcher Weise wir die Theilung der beiden vorhandenen eintreten lassen. Wir können die Kuchen so halbiren, daß die Theilungslinie rechtwinklig zu der Grenze der beiden Obstsorten verläuft. Dann würden wir einen neuen Kuchen erhalten, der zu gleichen Vierteln aus Aepfeln, Zwetschen, Himbeeren und Heidelbeeren besteht, und dies würde mit der eingangs erwähnten Annahme übereinstimmen.

Es ist aber nicht gerade nöthig, daß wir die ursprünglichen Kuchen immer nach der angenommenen rechtwinkligen Linie theilen. Wir können den Schnitt auch schief zu der Grenzlinie führen, dann werden wir einen neuen Kuchen erhalten, in welchem mehr Aepfel als Zwetschen, bezw. mehr Himbeeren als Heidelbeeren enthalten sind, oder umgekehrt. Der Leser erkennt leicht, wie unendlich viele Zusammensetzungen (Kombinationen) hier möglich sind.

Weismann hat darauf hingewiesen, daß bei den nur 1/200 mm großen Keimen eine Kerntheilung in dem angegebenen Sinne stattfindet und die eine Hälfte ausgeschieden wird, um zu vergehen. Somit ist ein Problem gelöst, welches den Naturforschern schon viel zu schaffen gemacht hat: die Verschiedenheit von Kindern aus einer und derselben Ehe. Wie selten kommt es vor (von Zwillingen abgesehen), daß zwei Geschwister sich von Gestalt vollständig gleichen, und wenn dies der Fall ist, wie selten, daß sie hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten überein-

stimmen! Da die Kerntheilung nicht immer in der gleicheu Linie erfolgt, sondern in verschiedenen Richtungen, ohne daß wir wüßten, welche Kräfte hierbei ausschlaggebend sind, so ist die Vererbung der Eigenschaften der Vorfahren eine anscheinend willkürliche. Eins der Kinder hat vielleicht mehr vom Großvater, das andere mehr von der Großmutter väterlicherseits, und die nämlichen Abweichungen können mütterlicherseits Platz greifen. Gehen wir bis zu den Urgroßeltern und weiter zurück, so werden, da in jeder Generation eine Kerntheilung erfolgt, die Beiträge der einzelnen immer ungleicher; manche Vorfahren können bei der Theilung stark vorwiegen, andere können ganz ausscheiden.

Es erhellt, wie groß die Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung durch diese Vorgänge wird. Nicht nur entstehen immer veränderte Formen des Körpers, so daß trotz eines unverkennbaren Familienzuges doch keine volle Aehnlichkeit stattfindet, sondern es werden auch die geistigen Begabungen in der mannigfachsten Weise gemischt. Es wird gewissermaßen so lange probirt, bis diejenigen Eigenschaften zusammenkommen, welche tüchtige Menschen, wo nicht ein Genie bilden; andererseits wird durch die Theilung die Möglichkeit eröffnet, daß nachtheilige Eigenschaften in einem Familienstamm mit der Zeit verschwinden. Was die Kerntheilung einleitet, das haben der „Kampf ums Dasein" und die „natürliche Auslese" zu vollenden, d. h. sie haben das Minderwerthige und Mißlungene wieder zu beseitigen.

Man begreift jetzt leicht, wie es kommen kann, daß z. B. bei zwei blonden Eltern unter mehreren blonden Kindern auf einmal ein kohlschwarzes erscheinen kann. Das letztere hat eben bei der Kerntheilung etwas von einem schwarzhaarigen Vorfahr empfangen, der zeitlich so entfernt sein kann, daß Niemand mehr an ihn denkt, den vielleicht Niemand mehr gekannt hat. Ebenso kann es bei den vielen möglichen Kombinationen geschehen, daß dunkelhaarige Leute brandrothe Kinder erhalten, wenn unter

ihren Vorfahren ein längst vergessener rothhaariger gewesen ist. Es sind dies Fälle, in denen frivole Spötter gleich mit Verdächtigungen bei der Hand sind, während Wohlmeinende schüchtern das sog. „Versehen" beiziehen wollen. Das Versehen hat in einer ernsthaften Vererbungstheorie keinen Raum.

Die Theorie erklärt auch in ungezwungener Weise die bekannte Thatsache, daß sich in einem Kinde häufig die Züge des einen Großelters wiederholen, ferner die ungleiche Vererbung von besonderen Eigenthümlichkeiten eines Stammes. Man findet Familien, in denen z. B. ein überzähliger Finger oder zusammengewachsene Zehen erblich sind, aber stets so, daß nicht alle Kinder das fragliche Merkmal bekommen, sondern nur einige besitzen dasselbe, andere nicht: bei diesen ist die Abnormität schon durch die Kerntheilung ausgeschieden worden, bei jenen ist sie dageblieben. Gerade zur Erklärung solcher „Rückschläge" ist die Weismannsche Theorie außerordentlich fruchtbringend. Es kann eine uralte Vererbungseigenschaft in einem Menschen enthalten sein, die nur von Zeit zu Zeit in einem Nachkommen ans Licht tritt. Ueber das Kapitel der Rückschläge sind bei der anthropologischen Untersuchung der badischen Wehrpflichtigen sehr merkwürdige Wahrnehmungen gemacht worden, die sich aber hier nicht gut mittheilen lassen.

Neben den Veränderungen, welche durch immer neue Kombinationen vorhandener Eigenschaften entstehen, muß man annehmen, daß durch noch nicht aufgeklärte Vorgänge auch „von selbst" neue, etwas abweichende Formen unter den Nachkommen auftreten können, was Darwin die „individuelle Variation" genannt hat. Sonst wäre die allmähliche Umwandlung einer Art in eine neue nicht verständlich. Durch bloße Kombination werden aus Flossen keine Füße, aus Füßen keine Flügel, was doch thatsächlich vor sich gegangen ist, wie die versteinerten Uebergänge beweisen.

Die hier nur in ihren Grundzügen dargestellte Vererbungstheorie lehrt uns verstehen, warum die Kinder nur im allgemeinen ihren Eltern gleichen. Sie sind bald mehr Apfelkuchen, bald mehr Zwetschenkuchen, bald mehr Himbeerkuchen, bald mehr Heidelbeerkuchen. Aber sie mögen sein, was sie wollen, süß sind sie immer; denn, wie Rudolf Reichenau meint, der größte Vorzug der Kinder eines jeden ist für ihn eben der, daß es seine Kinder sind!

9. Getrennte Vererbung einzelner Eigenschaften.

Die getrennte Vererbung der einzelnen Eigenschaften hat ihren Grund darin, daß die vom Vater und die von der Mutter herrührenden Stoffmoleküle in einer anscheinend rein mechanischen Weise gemischt werden, ohne sich völlig miteinander zu verschmelzen. Ich kann dies nicht besser deutlich machen als durch Schilderung eines Thierversuches, welchen Professor de Lapouge in Montpellier beschreibt, und den vielleicht mancher Leser nachmachen kann. Mit einem weißen männlichen Kaninchen und einem schwarzen weiblichen, beide von reiner Zucht, erzielte der genannte Gelehrte in der ersten Generation scheckige Thiere mit großen weißen und schwarzen Flecken. Indem er diese wieder paarte, kamen in der zweiten Generation Kaninchen mit viel mehr, aber kleinen Flecken, in der dritten Generation solche, die mit einer großen Zahl noch kleinerer Flecken bedeckt waren. Immer weiter züchtend erzielte de Lapouge Kaninchen, die er „mouchetés“ nennt, die also Flecken von der Größe eines Mückchens besaßen. Zuletzt bekam er auch Thiere, die gleichmäßig grau aussahen, allein bei genauer Untersuchung fand er, daß der Pelz hauptsächlich aus ganz weißen und ganz schwarzen Haaren bestand, und nur eine kleine Zahl von Haaren fand sich, die zweifarbig erschienen, eine noch geringere Zahl war wirklich „grau.“ Hätte man die letzteren mit dem Mikroskop

untersucht, so würden sie sich wahrscheinlich als aus pigmentirten und unpigmentirten Zellen zusammengesetzt dargestellt haben. Prof. Baron in Arles bemerkt dazu: Es sei die gleiche Sache mit dem wolfsgrauen Pferde (cheval louvet). Die Pferdekenner wüßten zu unterscheiden zwischen denjenigen Pferden, welche nur ein Gemisch von schwarzen und weißen Haaren besitzen, und denen, bei welchen jedes Haar an der unteren Hälfte fahl und an der Spitze dunkel ist; die letztere Art sei in der Zucht fortgeschrittener und höher geschätzt.

Die Vorgänge bei der Vererbung zeigen sich also nicht anders, als wenn man Stücke von Gips und von Kohle in einer Reibschale zerkleinert. Anfangs sieht man weiße und schwarze Streifen sich durcheinander ziehen, die allmählich feiner und zuletzt in dem grau aussehenden Gemisch unerkennbar werden. Mit der Lupe überzeugt man sich jedoch, daß immer noch weiße und schwarze Körnchen vorhanden sind und keine grauen.

Die Ursache, warum dies bei der Vererbung ebenso ist und sein muß, besteht offenbar darin, daß der lebende Körper aus lauter einzelnen Zellen besteht, die sich nicht weiter zerkleinern lassen, und daß den Molekülen des Keimes das Bestreben innewohnt, bei ihrem Wachsthum in diejenigen ursprünglichen Gruppen (Zellkerne) zu zerfallen, durch deren Vereinigung der Keim gebildet war.

Diese Erkenntniß giebt auch einiges Licht darüber, warum Thiere von verschiedenen Spezies sich nicht fruchtbar miteinander vermischen können. Die von Vater und Mutter herrührenden Moleküle bezw. Zellen sind so verschieden an Art und Größe, daß ein Zusammenhang zu einem neuen Wesen sich nicht bilden kann; ist es in der ersten Generation noch möglich, wie z. B. bei Pferd und Esel, so bleibt dagegen die zweite Generation fast immer unfruchtbar, weil hier das Gemisch schon inniger werden müßte.

Wie mit den körperlichen Eigenschaften verhält es sich mit den geistigen, die in den Gehirnmolekülen ihren Sitz haben.

Bei zu großer Verschiedenheit der Eltern entsteht eine Zusammenhangslosigkeit in dem geistigen Wesen der Nachkommen, die zu bösen Dingen führen kann. Deswegen sind die Abkömmlinge von Weißen und Farbigen meist unglückliche Geschöpfe. Sie haben einen Theil ihres Charakters von der weißen, einen Theil von der farbigen Rasse geerbt, und zwar in einem unberechenbaren Durcheinander. Sie besitzen die Ansprüche an das Leben, die der Weiße hat, aber nur die Fähigkeiten des Farbigen, um diese Ansprüche zu befriedigen. In Amerika sind die Mulatten und Mestizen weit tiefer stehend, als die Neger und Indianer von ungemischter Rasse. Der tiefe Groll, den die unglücklichen Mischlinge über ihre Lage empfinden, verleitet sie bei ihrer Anlage häufig zu Thaten, die als Verbrechen bestraft werden; nirgends sieht man in Amerika mehr solcher Halbblütigen, als in den Gefängnissen und Zuchthäusern.

Ein englischer Forscher, Franz Galton, will jedoch bemerkt haben, daß Stoffmoleküle, die besonders gut zusammenpassen, häufig bei der Vererbung vereinigt bleiben, und er führt verschiedene Gründe an, welche dies wahrscheinlich machen, Gründe, die aus der Lehre von der Statik, vom Gleichgewicht der Kräfte, entlehnt sind. Derartige Vereinigungen bilden dann die sogen. „beständigen Typen", die bei der Zucht immer wieder durchschlagen, oder, auf den Menschen angewendet, die Familienzüge, die durch Generationen hindurch einen Stamm charakterisiren können. Diese Lehre ist außerordentlich wichtig für das Verständniß des Folgenden. Wir dürfen auch sie ebensowohl auf körperliche Merkmale, wie auf geistige Eigenschaften, Talente anwenden. Sie erklärt uns, wie es möglich ist, daß in einer Familie ein Talent durch viele Geschlechter sich vererbt, z. B. das früher angeführte der Musiker Bach, trotzdem dasselbe durch die Heirathen unzweifelhaft öfters eine Abschwächung hätte erfahren müssen. Die zusammengehörigen Gehirnmoleküle, bezw.

Zellen, hielten eben fest aneinander, weil sie einen sog. „stabilen" Gleichgewichtszustand darstellten, und ließen sich auch durch die Einflüsse unmusikalischer Gatten nicht von einander trennen. Ein solcher Zusammenhalt kann lange dauern; endlich aber kommt es infolge neu hinzutretender stärkerer Elemente doch zu einer Trennung jener, womit das Talent in der betr. Familie ausgeht.

Noch weit wirksamer ist der Zusammenhalt natürlich, wenn es sich um Eigenschaften handelt, welche eine ansehnliche Ueberlegenheit im „Kampfe ums Dasein" verleihen, wo also die natürliche Auslese zu Hülfe kommt, um die nicht mit der fraglichen Eigenschaft versehenen Individuen auszutilgen. Eine auf solche Art gewissermaßen durch die Feuerprobe gegangene Anlage vererbt sich ungemein hartnäckig. Daher kommt es auch, daß alterworbener Besitz einer Spezies viel sicherer übertragen wird, als neu hinzugetretene Eigenschaften dies thun; man kann umgekehrt schließen, daß beständig sich vererbende und geringem Wechsel unterworfene Eigenschaften älter sein müssen, als solche, die in jeder Generation viele Abweichungen vom allgemeinen Typus aufweisen.

Die Richter, sowie die Gerichts- und Irrenärzte wissen sehr wohl, daß auch die Anlagen zu Verbrechen und Irrsinn sich in manchen Familien vererben, jedoch dank der Kernspaltung selten oder fast nie so, daß jedes Glied einer solchen Familie mit dem Fehler belastet sein müßte, sondern nur in der Weise, daß einzelne Mitglieder in diesem Falle sind, die denn auch ihrem traurigen Lose nicht entgehen können. Es ist aber immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß eine nachtheilige Eigenschaft, nachdem sie ihre Opfer gefordert hat, in einer Familie erlischt oder nur noch ausnahmsweise auftritt.

Ueberblicken wir das in den letzten Kapiteln Gesagte, so können wir uns wieder eines Gleichnisses bedienen, um die Ergebnisse zusammenzufassen. Wenn wir in der ewigen Stadt am

Tiberfluß eine der uralten Kirchen (wie z. B. Ara Celi oder S. Lorenzo fuori) betreten, so fällt uns auf, daß die Säulen, Kapitäle und anderen Bautheile nicht zu einander passen. Der Kunstkenner belehrt uns, daß diese Theile aus älteren Tempeln der Heidenzeit stammen. Als nach Einführung des Christenthums die Tempel des Jupiter, des Merkur, der Juno &c. verödet standen und mangels Unterhaltung zerfielen, nahm man die einzelnen brauchbaren Theile, wo und wie man sie fand, und verwendete diese mit neuen zusammen zur Herstellung christlicher Kirchen. Wegen des verschiedenen Ursprungs ist eine Säule zu dick, eine zu dünn, eine zu hoch, eine zu niedrig, und der Unterschied in der Höhe ist durch verschieden hohe Sockel ausgeglichen. Altes und Neues ist seltsam gemischt. Aber manchmal trifft man doch eine Säule, ein Kapitäl, einen Architrav, welche in derselben Verbindung beisammen stehen, in welcher sie ursprünglich in einem Heidentempel vereinigt waren: man hat sie wiederum so gefügt, aus dem einfachen Grunde, weil sie so am besten zusammenpaßten. Ein solches aus alten und neuen Bausteinen bestehendes Gebäude ist der einzelne Mensch. Manche seiner Eigenschaften sind uralt und verrathen seine Stammesgeschichte und seinen Zusammenhang mit dem Thierreich; aber andere Züge sind neueren Ursprunges und stempeln den Menschen zu einem anderen, wesentlich höheren Geschöpfe. Manche Züge sind noch gerade so vereinigt, wie sie in uralter Zeit schon gewesen sind; andere finden sich zusammenhangslos verstreut, so daß nur noch der Kenner ihren Ursprung und ihre einstmalige Bedeutung zu erklären vermag. Die Einsicht in diese Thatsache ist aber nicht bloß von wissenschaftlichem Werthe, sondern hat die größte praktische Bedeutung für die richtige Behandlung einer Menge von politischen und sozialen Fragen, deren Lösung eine genaue Kenntniß der wahren Natur des räthselhaften Wesens, das wir „Mensch“ nennen, voraussetzt.

10. Einfluß von Ausbildung und Erziehung.

Der vorhergehende Aufsatz wird Manchem vorkommen wie eine Vertheidigungsrede zu Gunsten der natürlichen Vererbung im Menschengeschlecht. Nun, sei es denn. Die natürliche Vererbung hat eine Vertheidigung nöthig in einer Zeit, in welcher die angenommene Gleichheit aller Individuen zu einer Art Dogma geworden ist, und man sich einbildet, aus jedem beliebigen Menschen alles Erdenkliche machen zu können. Da kann es nur nützlich sein, wenn auf das Unrichtige dieser dem Reich der Spekulation entstammenden Theorie hingewiesen und der unerschütterliche Einfluß der Vererbung auf die Anlagen und die Schicksale der Menschen nachdrücklich betont wird.

Die landläufige demokratische Gleichheits-Idee ist eigentlich auf J. J. Rousseau zurückzuführen, der seinerseits auf den sog. Encyklopädisten fußte, und sie hatte ihren vulkanischen Ausbruch in der französischen Revolution, 34 Jahre nach ihrer Verkündung und 11 Jahre nach dem Tode ihres Urhebers. Philosophische Lehren von so packender Gewalt brauchen immer eine gewisse Zeit, bis sie in die Massen dringen und im öffentlichen Leben Einfluß gewinnen, und sie behaupten ihre Macht im öffentlichen Leben noch lange, wenn sie in der Wissenschaft schon als irrig erkannt oder durch andere Lehren überholt sind. So leben wir heute noch in dem Zauberkreise der Rousseau'schen Ideen, obwohl diese zu den Ergebnissen der neueren Naturwissenschaft wie eine Faust aufs Auge passen. Und ähnlich ist es, wenn sich heute ein Sozialdemokrat auf die falsch verstandene Darwin'sche Theorie beruft, nachdem man in Forscherkreisen bereits erkannt hat, daß es keine Lehre geben kann, die so antidemokratisch, so antinivellistisch, mit einem Worte so aristokratisch und monarchisch ist wie gerade die Darwin'sche Abstammungslehre. Es ist darum jetzt an der Zeit, die Dinge

wieder in ihren wahren Stand zurechtzurücken; denn die Tage werden kommen, wo die jetzigen Gegner Darwins bei ihm Hülfe suchen und finden werden, um eine ungeheure Gefahr, die aus der Verwirrung der Geister entspringt, von der Menschheit abzuwehren.

Der vorsichtige Leser wird hier einwerfen: Ja, ist denn die Vererbung alles? Haben Erziehung, Lehre und Beispiel keine Macht über die Menschen? Es sei darauf entgegnet: Die genannten Faktoren haben einen sehr großen und bedeutsamen Antheil an der Gestaltung der Individuen und der gesamten Menschheit. Aber eine Grenze ist ihnen gezogen durch die natürliche Vererbung, über die sie nicht hinauskönnen. Das sei an einem Beispiel nach Franz Galton (einem Vetter Darwins) dargethan. Wir müssen in dieser Frage leider immer bei Engländern und Franzosen Anleihen machen, weil diese in der Aufstellung eines reichen statistischen Materials über die Thatsachen der Vererbung viel weiter sind als wir.

Wenn ein Mann sich zuerst einer Sportsübung hingiebt, sagt Franz Galton, so bemerkt er mit Wohlgefallen die tägliche Zunahme seiner Körperkräfte. Er berechnet schon, daß, wenn dies so fortgeht, er in einer nicht zu fernen Zeit ein Herkules werden muß, und er zweifelt gar nicht daran es auch werden zu können. Aber bald gewahrt er, daß die Zunahme seiner Kräfte langsamer erfolgt und zuletzt in Stillstand übergeht. Er hat eine Grenze erreicht, über die ihn alle Uebungen und Trainirungen nicht hinauszubringen vermögen; ja, die Ueberanstrengung kann leicht eine Abnahme bewirken.[1] Jeder ausgebildete Sportsmann kennt seine Kräfte ganz genau und kann

[1] Uebereinstimmend hiermit haben der berühmte Bohlig und andere Turner, Herkulesse und Athleten mir versichert, daß sie durch Uebung nur wenig zu ihren Kräften hinzugewonnen hätten; das Meiste hätten sie von Anfang an schon gehabt.

fast aufs Loth sagen, wie viel er heben oder stemmen, auf den Zoll, wie hoch oder wie weit er springen, auf den Tupfen, wie oft er eine Uebung wiederholen kann. Dies bezeichnet das Maß der ihm eigenthümlichen angeborenen Kräfte. Er hat gelernt, daß die angeborenen Kräfte eine Ausbildung erfordern, daß sie einer solchen fähig sind, aber auch, daß die Steigerung nicht über eine gewisse Grenze hinausgehen kann. Ich wüßte kaum, wie man das Verhältniß von Vererbung und äußeren Einflüssen richtiger und anschaulicher ausdrücken könnte.

Galton wendet die so gewonnene Erfahrung auch wieder auf die geistigen Eigenschaften an. Wenn ein Knabe in die Schule kommt, der nicht ganz unbefähigt ist, so wird derselbe betroffen durch das Wachsthum seiner Kenntnisse und durch die Entwicklung seiner Intelligenz. Er hält sich bald für einen zukünftigen großen Gelehrten. Aber er macht dieselbe Erfahrung an sich, wie vorhin unser Sportsmann. Er sieht, daß andere Knaben ihn übertreffen und daß er mit allen Anstrengungen seiner Geisteskräfte dieselben nicht mehr einholen kann, während andere hinter ihm zurückbleiben, die er mühelos schlägt. Nach ein paar Jahren des Zusammenseins in einer Klasse kennt jeder Knabe nicht nur seine eigenen Fähigkeiten, sondern auch die seiner Mitschüler überraschend gut, oft besser, als der Lehrer. Jeder Knabe taxirt mit Sicherheit diejenigen Mitschüler, die ungefähr seinem eigenen Range von Befähigung entsprechen, und mit denen der es aufnehmen kann, sowie auch die, welche unerreichbar über ihm stehen, und diejenigen, deren Wettbewerbung er nicht zu fürchten hat.

Sind bei einem Schüler die Ergebnisse weniger befriedigend, so vertröstet man sich häufig auf das Leben und manchmal wirklich mit Recht; denn das Leben stellt andere Anforderungen, als eine Lehranstalt. Aber auch hier will der junge Mann oft zu hoch hinaus, und er muß zu seinem Schaden merken, daß

er seine Befähigung überschätzt hat und daß seine Unternehmungen mißglücken. Erst im reiferen Alter kommen die Meisten dahin, die Grenzen ihrer Befähigung richtig abzuschätzen und sich nur auf solche Geschäfte einzulassen, denen sie gewachsen sind. Sie trösten sich dann mit Recht damit, daß sie ihren Platz in der Welt so gut ausgefüllt haben, als es ihnen ihrer Natur nach möglich war.

Oft trifft man Leute, welche darüber klagen, daß ihre Jugendbildung eine ungenügende gewesen sei, sie würden sonst anders im Leben dastehen, denn sie fühlten die Gaben in sich, um das Höchste zu leisten. Solche Aeußerungen sieht Galton nur als Beweise noch nicht vollständig abgeklärter Reife an. Wären die fraglichen Leute wirklich so befähigt, wie sie sich schmeicheln zu sein, dann würden sie alle Schranken überstiegen und trotz der denkbar größten Hindernisse ihr Ziel erreicht haben. Mehrmals führt Galton das Beispiel des französischen Mathematikers d'Alembert an, der ein Findelkind war und zu einem Glaser in die Lehre kam. Weder der Spott seines Meisters, noch die Bitten der Frau desselben, noch die Mißhandlungen neidischer Kameraden, noch Enttäuschungen aller Art hielten den Knaben ab, sich mit leidenschaftlichem Eifer mathematischen Studien zu widmen, bei denen er gar keine Hülfe hatte. Er überwand jedoch mit eigener Kraft alle Hindernisse und zwar mit dem unerhörten Erfolg, daß er im 24. Lebensjahre Mitglied der französischen Akademie war.

Galton meint: Wer das Zeug in sich hat, der arbeitet sich durch. Dies ist ein Punkt, wo ich dem berühmten Forscher nicht unbedenklich folgen möchte. Was er sagt, ist für Nummer-Eins-Männer, wie d'Alembert einer war, unzweifelhaft ganz richtig. Es giebt aber eine viel größere Anzahl von Nummer-Zwei-Männern und Nummer-Drei-Männern, die auch noch hervorragende Plätze im Leben auszufüllen vermögen, aber die

sozialen Hülfen doch nicht in dem Grade entbehren können, wie jene, um obenaufzukommen. Man vergegenwärtige sich, wie verschieden stark die den einzelnen Individuen sich entgegenthürmenden Schwierigkeiten im Leben sind, und diese sollte einer so leicht wie der andere meistern? Ferner bedenke man, wie oft begabte junge Leute durch körperliche Leiden gelähmt sind, endlich wie viele in einer elenden Umgebung sittlich angesteckt werden und zu Grunde gehen, die vermöge ihrer geistigen Anlagen bei tüchtiger Erziehung Bedeutendes geleistet hätten. Wenn man in diesem Punkte eine Berichtigung der Galtonschen Sätze eintreten läßt, so wird davon die Hauptsache nicht berührt: die klare Darstellung des Verhältnisses zwischen angeborenen Anlagen und den Einflüssen der Erziehung, der Lehre und des Beispiel.

Galton hat mit wahrem Bienenfleiße ein ungeheures Material zusammengebracht, um die Gesetze der Vererbung abzuleiten, und wo man ein Buch über diesen Gegenstand in die Hand nimmt, stößt man auf seinen Namen. Die Zahl der geschichtlichen Persönlichkeiten vom Alterthum bis in die Neuzeit, deren Verwandtschaft er möglichst vollständig studirt und beschrieben hat, beträgt gegen 1000; das Ergebniß ist seine Theorie der Vererbung der geistigen und körperlichen Kräfte. Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Staatsmänner, Militärs, sowie auch Turner, Ringer und Ruderer entstammen Familien, in welchen die betreffenden Fähigkeiten zu Hause sind.[1] Auf Galtons grundlegende Arbeiten stützen sich diejenigen fast aller Anderen. Auch wir werden uns noch oft auf ihn zu berufen haben.

---

[1] Als ein merkwürdiges Beispiel für die Vererbung körperlicher Kräfte führt Galton unter vielen anderen folgendes an: In Brampton gingen die Preisringkämpfe deswegen ein, weil drei Brüder Jamieson alle Preise holten und Niemand neben ihnen aufkommen konnte.

11. Ueber Talent und Genie.

„Auch die ideelle Aristokratie des Talents ist eine Geburtsaristokratie." Mit diesen Worten spricht W. H. Riehl im zweiten Band seiner „Naturgeschichte des Volkes" eine Wahrheit aus, welche der Anthropologe gerne unterschreiben wird. Auch das Genie wird angeboren, nicht anerzogen. Die Geburt ist die entscheidendste und unwiderruflichste Thatsache im Leben eines Jeden, auch des Bedeutendsten. Es kommt darauf an, daß gewisse Eigenschaften der Vorfahren in einem Menschenkinde sich in der richtigen Weise treffen und vereinigen, um ein Talent oder ein Genie hervorzubringen. Goethe hat mit prophetischem Blick, gleichsam als sehe er die Ergebnisse der Forschungen unseres Jahrhunderts voraus, von sich selbst gesagt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Und Lust zu fabuliren.

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.

Ist das nicht wie ein kurzer Auszug aus den neuesten Lehren über Vererbung? Goethe hat bekanntlich auch als Naturforscher nicht Unbedeutendes geleistet, und er hat eine für seine Zeit außerordentliche Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze besessen. Man hat ihn nicht mit Unrecht einen Vorläufer Darwins genannt.

Solche glückliche Vereinigungen von Eigenschaften, die ein Genie oder doch ein bedeutendes Talent bilden, können, wie wir gesehen haben, in ganz einfachen Familien entstehen, von denen Niemand etwas Besonderes erwarten würde. Aber es

ist doch ein Unterschied. Die plötzlich auftauchenden Talente sind in höherem Grade der Gefahr ausgesetzt, schon in der nächsten Generation zu erlöschen, als diejenigen, welche hochbegabten Familien entstammen. Der Volksglaube, daß hervorragende Männer meist unbedeutende Kinder hätten, ist nur im ersteren Falle zutreffend. Galton hat meiner Meinung nach unwiderleglich an Hunderten von Beispielen nachgewiesen, daß die geistige Befähigung in der Regel durch drei bis vier Generationen in einer Familie sich vererbt, indem sie von einem begabten Vater auf den Sohn zunimmt, in diesem einen Gipfel erreicht, aber bei den Kindern des letzteren schon verdünnt wird und in den Enkeln noch vereinzelte Spuren aufweist; nur ausnahmsweise erhält sich ein Talent länger. Dies erklärt sich einfach dadurch, daß der weibliche Einfluß, wenn auch an sich gut, doch nur in den seltensten Fällen gerade so passend ist, daß die väterlichen Anlagen eine Steigerung erfahren, meist aber die letzteren durchkreuzt oder aufhebt.

Nur dann, wenn die hauptsächlichsten Bestandtheile einer Begabung in der glücklichen Weise vereinigt sind, daß sie einen sog. stabilen Gleichgewichtszustand darstellen, dann bleiben sie gerne vereinigt, wie die Bausteine eines heidnischen Tempels in unserem Kapitel 9. Sie bleiben namentlich dann vereinigt, wenn der talentvolle Mensch in eine geistesverwandte Familie heirathet. Sie trennen sich rascher, wenn eine unpassende Heirath geschlossen wird. Deswegen sehen wir das musikalische Talent der Familie Bach sich durch 200 Jahre erhalten, weil, wie leicht begreiflich, die hervorragend musikalischen Männer nur Gattinnen gewählt haben werden, welche zum mindesten nicht ganz unmusikalisch waren. Das Genie Goethes aber erlischt mit ihm, weil die Mutter seiner Kinder Christiane Vulpius war.

Mit anderen Worten: das Genie, welches aus einer oder mehreren hochbegabten Familien hervorgeht, ist ein vererb-

bares Genie; hingegen das plötzlich in einer unbedeutenden Familie auftauchende Genie ist ein Spiel des Zufalls, ein Meteor, welches am Himmel leuchtend vorübersaust und verschwindet, ohne daß man weiß, wohin es gekommen.

Auch der Genfer Naturforscher de Candolle, der unabhängig von Galton und nach einer anderen Methode Studien über Vererbung gemacht hat, giebt viele Beispiele von Talenten, die sich in Familien überliefert haben. Ich nenne von bekannteren Namen nur die beiden Mathematiker Euler (Vater und Sohn), die drei Astronomen Herschel (Vater, Sohn und Tochter), die acht Mathematiker Bernouilli, die Familie Darwin (drei Generationen), endlich de Candolle selber, dessen Vater schon ein bedeutender Naturforscher war.

Auch der früher erwähnte d'Alembert ist ein Beispiel. Er war ein Findelkind, welches sich vom Glaserlehrling durch eigene Kraft unter Niederwerfung aller Hindernisse mit 24 Jahren zum Mitglied der französischen Akademie emporarbeitete. Aber er war kein gewöhnliches Findelkind, sondern entstammte sehr begabten Eltern. Seine Mutter war eine Schriftstellerin, die Schwester des Kardinals de Tencin, in dessen Hause sie bedeutende Männer kennen lernte. Der Vater Destouches war ein Artillerie-Intendanturbeamter.[1]

Je höher die Begabung steigt, um so seltener werden die Vertreter. Galton unterscheidet zwischen „hervorragend“ und „berühmt.“ Von Ersteren trifft 1 auf 4000, von den Letzteren 1 auf 250 000. Nach unserem Sprachgebrauch würden wir sagen: unter 4000 Menschen ist ein „Talent“, unter einer Viertelmillion ein „Genie.“

---

[1] Nachdem d'Alembert zur Berühmtheit gelangt war, versuchte seine Mutter, sich ihm zu nähern; er aber antwortete ihr: „Sie sind nicht meine Mutter, sondern nur meine Stiefmutter; die Glasersfrau ist meine Mutter“.

In den ganz ausnehmend hochstehenden, noch über das „gewöhnliche“ Genie hinausragenden Menschen, welche die Lehrer und Führer eines großen Volkes werden, müssen eine Menge einzelner Eigenschaften zusammentreffen, die sonst nur in zahllosen Individuen zerstreut vorkommen. Solche werden in einer Nation nur alle hundert oder zweihundert Jahre einmal geboren und können zu 1 auf mehrere hundert Millionen geschätzt werden. Sie haben ein Stück von jedem Einzelnen, und jeder Einzelne hat ein Stück von ihnen. Es liegt nahe, an ein Beispiel aus unserer neuesten Zeit zu denken. Bismarck, der Sproß einer langen Reihe tüchtiger Vorfahren, vereinigte in sich so viele Eigenschaften, daß in seinem Geiste das ganze deutsche Volk lebendig war, in seinem Herzschlag das Herz der ganzen Nation pulsirte. Wenn er sprach, so klang dies jedem Einzelnen, als seien seine, des Hörers, innerste und beste Gedanken ans Licht gefördert worden, nur viel klarer, als er selbst sich ihrer bewußt war. Auf solcher Grundlage erklärt sich die elektrisirende Wirkung, welche z. B. die große Reichstagsrede des Fürsten vom 6. Februar 1888 auf die gesamte Nation ausgeübt hat. Wer in diesem vertrauensvollen Aufblicken des Volkes zu seinem großen Staatsmann nur Servilismus und Erfolgsanbetung sehen will, der stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß er keine Ahnung besitzt von den geheimnißvollen Naturgewalten, welche das Leben der Einzelnen und der Nationen beherrschen.

Das Volk hat ein richtiges Gefühl dafür, daß es ihm schicklich ist, seine großen Männer zu ehren, und es folgt hierin keineswegs bloß der Bewunderung, nicht einmal bloß der Pietät oder Dankbarkeit, sondern der Erkenntniß, daß ein genialer Mann ein wahrer Schatz ist für die Nation selbst, der sie durch sein Vorhandensein groß macht, dessen Fehlen sie erniedrigt. Kaum ist Bismarck „fort“, der langjährige Wunsch der Kleinen im Geiste, der Neider und Hasser erfüllt, so fängt schon unser



Ansehen als Nation an, zurückzugehen. Ein österreichischer Erzherzog reist nach St. Petersbnrg, und Crispi ist gestürzt. Seit 20 Jahren zum ersten Male erleben die Feinde Deutschlands ein wahres und aufrichtiges Vergnügen, und mit ihnen die Verblendeten unserer eigenen Nation. Die europäische Gesamtlage hat sich schon in fühlbarer Weise zu unseren Ungunsten verschoben; verhüte der Himmel, daß es in dieser Weise weiter gehe und daß sich allmählich eine Koalition gegen uns bilde, während unsere Bundesgenossen abbröckeln. Niemals, das darf man wohl sagen, würde das italienische Parlament den Muth gefunden haben, den Freund Deutschlands fallen zu lassen, so lange der Alte von Friedrichsruh die Fäden der europäischen Politik in seiner überlegenen Hand hielt. Er übersah alles und durchschaute Alle; nicht bloß den Kaiser Napoleon III., den er schon als Gesandter in Paris richtig taxirte, sondern in ganz Europa gab es keinen Freund und keinen Feind, über den er nicht um Hauptеslänge hinwegsah. Ein solches Maß von geistiger Begabung ist nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung nur selten zu erwarten; das deutsche Volk merkt jetzt schon, und es wird in der Zukunft immer deutlicher merken, welchen Schatz, Schutz und Schirm es in dem vielverehrten und vielangefeindeten Manne besessen hat.

Da es keine zweite Familie von solcher Begabung giebt, und wenn sie vorhanden wäre, eine Familienverbindung zu den seltsamsten Launen des Zufalls gehören würde, kann man leicht voraussagen, daß die Genialität Bismarcks in seinen Nachkommen eine Abschwächung in verschiedenem Grade erfahren muß. Da aber viele seiner Eigenschaften offenbar gut zusammenpassen, so ist es möglich, daß eine größere Zahl derselben in einzelnen Nachkommen nach dem Gesetze der stabilen Typen beisammen bleiben kann, wenn auch nicht in allen. Am meisten gleicht dem Fürsten sein Sohn Herbert, auch äußerlich, an Gestalt, Stimme

und Art des Vortrages. Er hat vom Vater die Schneidigkeit und Kaltblütigkeit geerbt; ob zugleich dessen überlegene Ein- und Umsicht, hat er noch nicht erproben können. Indessen war der Vertrag mit England, den er wegen Kamerun abschloß, eine Leistung, für die ihm die Nation zu dauernder Dankbarkeit verpflichtet ist; jedenfalls eine weit bessere, als ein anderer deutsch-englischer Vertrag neueren Datums, mit dessen Erwähnung wir dieses Kapitel abbrechen wollen, um uns die Stimmung nicht zu verderben.

12. Die Klassen der geistigen Begabung.

Der schon mehrfach angeführte englische Gelehrte Franz Galton hat die Menschen nach ihrer Befähigung in eine größere Anzahl von Klassen (16) eingetheilt und die Verhältnißzahlen berechnet, welche in jede dieser Klassen fallen.

Es befinden sich darnach unter einer Million Menschen nach der Wahrscheinlichkeitsformel:

	Klasse.			Zahl.
über Mittel.	1.	über G	außergewöhnliche Genies	1
	2.	G	Genies	14
	3.	F	hervorragende Talente	233
	4.	E	Talente	2 423
	5.	D		15 696
	6.	C		63 563
	7.	B		162 279
	8.	A	Mittelgut	256 791
unter Mittel.	9.	a	Mittelgut	256 791
	10.	b		162 279
	11.	c		63 563
	12.	d		15 696
	13.	e	Schwachsinnige	2 423
	14.	f	Irrsinnige	233
	15.	g	Irrsinnige	14
	16.	unter g	Irrsinnige	1
			Summa	1 000 000

Man sieht aus seiner Tabelle sehr deutlich, wie die weitaus größte Zahl dem Mittelgut angehört oder den demselben benachbarten Klassen, und wie rasch die Zahlen kleiner werden, wenn man mit den Anforderungen in die Höhe geht, bis die eigentlichen Talente und Genies wie vereinzelte Gipfel eines Alpenpanoramas in die Lüfte ragen. Galtons Methode ist nur etwas zu verwickelt, und ich ziehe daher vor, mich hier der einfacheren Darstellung des Franzosen Georg de Lapouge anzuschließen, eines außerordentlich strebsamen Forschers, der seit 1886 den neuerrichteten Lehrstuhl für Anthropologie in Montpellier (Südfrankreich) innehat.

De Lapouge bringt die Menschen in nachstehenden vier Klassen ziemlich übersichtlich unter:

Die erste Klasse umfaßt die Entdecker, Erfinder, die Pioniere, welche der Menschheit neue Bahnen öffnen. Sie besitzen eine Intelligenz über Mittel, sind Männer von Charakter, schaffen rastlos und kühn, können sich auf den ausgetretenen Wegen nicht wohl fühlen, auf denen die Alltagsmenschen sich tummeln. Sie lieben was neu ist, nicht der Form, aber dem Gehalt und Wesen nach. Sie setzen alle ihre Kräfte daran, das für richtig Erkannte ins Leben einzuführen, und alle menschlichen Fortschritte verdankt man ihnen. Solche Menschen sind rar, und die Umstände nöthigen sie oft, sich mit Dingen abzugeben, die unter ihrer Würde sind. Selbst die Wenigen, welche Glück haben, gelangen selten dazu, das wirklich zu vollbringen, was sie vollbringen könnten. Die Leute dieser Klasse sind nicht alle Genies, aber alle Genies zeigen die angeführten Eigenschaften.

Die zweite Klasse ist die der gescheiten und anstelligen Menschen, welche zwar keinen schöpferischen Geist besitzen, aber die Ideen der Anderen ergreifen, verarbeiten und verbessern. Sie geben den Dingen oft eine neue Gestalt oder bringen sie

in neue Verbindungen, so daß man diese Leute manchmal für bedeutender hält, als sie sind. Die erste und die zweite Klasse ergänzen sich gegenseitig: die erste bringt oft die Entdeckungen in unbrauchbarer Form, die zweite kann nichts leisten ohne die erste.

Die dritte Klasse enthält die Menschen, welche von mittlerer Intelligenz oder etwas darunter sind, und das besitzen, was Galton den „Heerdengeist" genannt hat. Für diese ist jede neue Idee, welche nicht den landläufigen Begriffen entspricht, ein Gegenstand des Mißtrauens oder des Spottes. Wenn aber eine Idee oder Erfindung sich als siegreich erwiesen hat, dann übernehmen sie deren Vertheidigung gegen noch vollkommnere Ideen oder Erfindungen. Sie sind übrigens der Belehrung zugänglich; denn wiewohl oder weil ohne eigene Ideen, vermögen sie die Ideen Anderer sich anzueignen. Alles, was man sie lehrt, prägen sie sich mit Leichtigkeit ein, und zwar so tief, daß man später keine Veränderung daran vornehmen kann. Sie sind außer stande, die angenommenen Ideen selbständig weiter zu entwickeln und widersetzen sich daher jeder unbequemen Neuerung. Nach ihrer Einbildung besitzen sie die alleinige Wahrheit, welcher sie mit der Trägheit der Masse anhängen. Bei diesen Leuten steht die Ungeschicklichkeit im umgekehrten Verhältniß zur Intelligenz, so daß man bei Vielen einer ebensogroßen Gleichgültigkeit wie Hartnäckigkeit begegnet.

Die vierte Klasse ist die der untergeordneten Geister, die unfähig sind, selbst zu produziren, zu entdecken oder zu kombiniren oder auch von Anderen ein bescheidenes Maß von Kultur anzunehmen.

Zwischen diesen Klassen sind so viele allmähliche Uebergänge, daß es im gegebenen Falle schwer ist, ein Individuum in die eine oder die andere einzureihen. Aber im großen und ganzen ist die Klassifizirung doch richtig.

5*

Worin besteht nun die Bedeutung der Völker, ihr Werth für die allgemeine Kultur, die Ueberlegenheit des einen über das andere? Antwort: In dem größeren Reichthum an Menschen von Klasse I. und II. Ein Mann von Klasse I. wiegt Tausende von bloßen Handarbeitern auf und er verschafft Tausenden ein erhöhtes Wohlergehen. Die Klassen III. und IV. folgen nur den von jenen gebahnten Wegen. Diese sind die Nullen, die durch vorgesetzte Ziffern einen Werth bekommen. Oder besser: jene sind die Lokomotiven, diese die Wagen eines Eisenbahnzuges; die Lokomotive allein besitzt die vorwärts treibende Kraft, während die Wagen durch ihre Trägheit und die Reibung die Kraft jener verzehren. Je mächtiger die Lokomotive ist, um so besser wird sie den Zug fortbewegen können.

Nehmen wir z. B. die Engländer an, die als Nation eine so einflußreiche Rolle in der Welt spielen. Bei diesen wird die erste Klasse durch eine ziemliche Anzahl, ein paar Hundert von Individuen vertreten sein, die zweite schon zahlreicher, durch mehrere Hunderttausend, die dritte wird den größten Theil der Bevölkerung einschließen, und ein verhältnißmäßig kleiner Theil wird der vierten Klasse angehören.

Hingegen in Mexiko wird die erste Klasse vollständig fehlen, die zweite nur schwach vertreten sein, die vierte vielleicht auf ein Viertel oder Drittel der Bevölkerung ansteigen, und der Rest der dritten angehören.. Darum ist Mexiko ein nichtssagendes Land im Vergleich mit Großbritannien.

Die Negervölker verhalten sich durchaus passiv. Bei ihnen kommt nur die dritte und vierte Klasse vor, die beiden ersten giebt es nicht.[1]

[1] Zu dieser Behauptung de Lapouges bemerke ich, daß Galton doch einen Neger, den bedeutendsten, der je gelebt hat, den berühmten Befreier von San Domingo, General Toussaint-l'Ouverture, etwas höher stellt, allein immer noch zwei seiner 16 Grade unter die hervorragendsten Europäer.

Bei den weißen Rassen ist es von großer Wichtigkeit, die Frage zu studiren, aus welchen sozialen Schichten sich die einzelnen Klassen de Lapouges rekrutiren. Die Sache ist sehr schwierig aufzuhellen; jedoch hat Alfons de Candolle, der schon citirte Genfer Gelehrte, einige bezeichnende statistische Daten ausfindig gemacht. Um ganz unparteiisch zu verfahren, nahm er die im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte ernannten auswärtigen Mitglieder der französischen Akademie als Ausgangspunkt und untersuchte ihre Herkunft. Es stellte sich folgendes Ergebniß heraus:

Von 100 solcher hervorragenden Gelehrten stammten: aus adeligen oder Patrizierfamilien, oder aus sonstigen reichen Familien 41, — aus dem Mittelstande 52, — aus dem Stande der Arbeiter, Bauern ꝛc. 7. — Die zahlreichste soziale Schicht hat also nicht nur verhältnißmäßig, sondern auch absolut die geringste Zahl von Gelehrten gestellt. Galton und de Lapouge schreiben dies ohne Zögern nicht den sozialen Hindernissen des Emporkommens zu, sondern dem geringeren Maße von Begabung in den unteren sozialen Schichten; denn Beide sind der Ansicht, daß es für das wahre Talent keine Schranke giebt, sondern daß sich dasselbe unter allen Umständen Bahn brechen muß. Hierzu möchte ich meine früheren Bedenken wiederholen, namentlich im Hinblick auf die Thatsache, daß die Ziffern von de Candolle aus den letzten zwei Jahrhunderten genommen sind, wo die Erlangung der Bildungsmittel für den Aermeren unvergleichlich viel schwieriger war als jetzt. Immerhin bleibt aber die Zahl von 7 Prozent sehr gering, während doch die Schicht der Arbeiter und Bauern der Kopfzahl nach die große Mehrheit der Bevölkerung, vielleicht 70—80 Prozent, umfaßt. Wir müssen daher die Zusammensetzung des sozialen Körpers und die Bewegung in den einzelnen Schichten einer näheren Betrachtung unterziehen, bevor wir zu einem abschließenden Urtheile gelangen können:

So viel ist dem Leser bereits klar geworden, daß die naturgemäßen und logischen Folgerungen der Darwinschen Lehre nicht gerade einen demokratischen oder sozialdemokratischen Anstrich haben. Wenn man die so überaus treffende Klasseneintheilung de Lapouges liest, so denkt man unwillkürlich an das allgemeine Wahlrecht und dessen anthropologische Auslegung. Das allgemeine Wahlrecht zu den staatlichen Vertretungskörpern heißt so viel, als daß die Klassen III und IV die Klassen I und II überstimmen und die Geschicke der Allgemeinheit nach dem Maße ihrer Einsicht lenken sollen; mit anderen Worten, die Blinden sollen die Sehenden führen, die Lokomotive soll nicht die Wagen, sondern die Wagen sollen die Lokomotive ziehen, welch letzteres bekanntlich nur vorkommt, wenn es wider Willen bergab geht. Da wundert man sich denn, daß eine Regierung, welche ihre beste Lokomotive abgekuppelt hat, von den ultramontanen und demokratischen Lastwagen abwärts gerissen wird. Dieses, wie auch die Nothbremserei in allen deutschen Kolonialangelegenheiten, ist ja doch nur der getreue Ausdruck der schönen Ergebnisse des allgemeinen Wahlrechtes. Ich ziehe bloß an der Hand anerkannter Fachmänner die praktischen Folgerungen der Darwinschen Theorie, auf welche die Demokraten beider Systeme sich zuberufen pflegen!

13. Die soziale Gliederung, ein Erzeugniß der „natürlichen Auslese“.

Die Bezeichnung „vierter Stand“, welcher man jetzt oft begegnet, erinnert an die alte Eintheilung der menschlichen Gesellschaft in der Zeit vor der französischen Revolution. Damals besaßen aber nur die drei oberen Stände, Geistlichkeit, Adel und Bürgerthum, politische Rechte; das Proletariat zählte überhaupt noch nicht mit. Auch der Bürgerstand mußte sich seine politische Gleichberechtigung erst erkämpfen. Die Entstehung eines vierten Standes ist auf die bedeutende Entwickelung der Maschinen-

industrie und die gleichzeitige Verbesserung der Volksbildung zurückzuführen. Obwohl bei uns seit fünfundzwanzig Jahren die politischen Rechte Gemeingut aller Staatsangehörigen sind, sehen wir doch den vierten Stand eine drohende Haltung gegen die übrigen Stände annehmen, und zwar mit dem Rufe nach voller sozialer Gleichberechtigung. Liebhaber geschichtlicher Analogien wollen behaupten, daß dieser Kampf mit dem Siege des vierten Standes endigen werde. Sie vergessen nur, daß ein großer Unterschied besteht zwischen unseren Zeiten und denen vor hundert Jahren, sowie zwischen dem dritten und dem vierten Stande, weswegen der Vergleich erheblich hinkt.

Zur Zeit der alten drei Stände lebte das Bürgerthum in gänzlicher Abgeschlossenheit, während zwischen dem heutigen Bürgerthum und dem Arbeiterstande eine Schranke nicht besteht. Täglich sehen wir, daß im Wettkampf des Lebens tüchtige Leute aus dem Arbeiterstande in die Reihen des Bürgerthums eintreten, ohne daß sie Jemanden um Erlaubniß zu fragen brauchen. Es hängt nur von ihrer eigenen Tüchtigkeit ab, sich eine bessere Stellung zu verschaffen, und außerdem ein wenig vom „Glück", vom „Zufall", der eine große Rolle in der Welt spielt, und dem man mit sozialdemokratischen Rezepten auch nicht beikommen wird.

Wir haben im zwölften Abschnitt gesehen, daß von den hervorragenden Gelehrten, deren Herkunft de Candolle untersucht hat, 41 Proz. der Geburts- und Geldaristokratie entsprangen, 52 Proz. dem Mittelstande und nur 7 Proz. den Arbeitern und Bauern. Die letztere Zahl ist uns klein erschienen, und wir haben uns eine besondere Untersuchung darüber vorbehalten, ob hierbei lediglich ein Mangel an durchschnittlicher Begabung des vierten Standes als Ursache anzusehen ist, wie Galton und de Lapouge glauben, oder ob unsere Sozialdemokraten recht haben mit der Behauptung, alle Menschen seien gleich, und nur die ungünstigen sozialen Bedingungen hinderten eine größere Anzahl

von Mitgliedern des vierten Standes am Vorwärtskommen. Wie es oft geschieht, werden wir hier auch finden, daß die Wahrheit in der *Mitte* liegt.

De Candolle würde gewiß eine größere Zahl als 7 Proz. gefunden haben, wenn er untersucht hätte, wie viele zu Wohlstand gelangte bürgerliche *Gewerbetreibende* aus dem vierten Stande hervorgegangen sind; jeder Leser kennt zahlreiche Beispiele aus seiner nächsten Nähe. Diese mußten doch auch begabt sein, und wir hätten uns dann leicht überzeugen können, daß die äußeren Schwierigkeiten beim Vorrücken auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit allerdings eine erhebliche Wirkung üben. Mit dieser Einschränkung muß aber die Behauptung de Lapouges dennoch als richtig anerkannt werden, daß die Angehörigen des dritten Standes durchschnittlich eine höhere Begabung besitzen, als diejenigen des vierten; und zwar muß dies schon *deswegen* so sein, *weil* die geistig begabteren Handarbeiter unaufhörlich in den Bürgerstand übertreten.

Wenn einem Stande jahraus jahrein die befähigtsten Leute entzogen und einem anderen zugeführt werden, aus dem nur schiffbrüchige und unbegabte Individuen zurückkehren, so muß dieser an Talenten immer *reicher*, jener immer *ärmer* werden. Erinnert man sich ferner daran, daß die Geistesgaben in einem gewissen Grade *erblich* sind, dann kann man sich die Folgen eines solchen einseitigen Austausches leicht vorstellen. De Lapouge weist darauf hin, daß dieser Prozeß schon seit sehr langer Zeit vor sich geht, und er meint, die im vierten Stande Zurückgebliebenen als den „Bodensatz von Jahrhunderten“ bezeichnen zu sollen. Er würde recht haben, *wenn* das Talent ausschließlich auf dem Wege der Erblichkeit zu stande käme; *dann* würde der vierte Stand schon längst völlig verarmt an Talent sein und nur noch aus einer trägen Masse bestehen, welche keine geistige Regsamkeit mehr kennt und lediglich als Maschine zu gebrauchen wäre.

Wir haben jedoch (im 7. Abschnitt) gesehen, daß das Talent nicht bloß erblich ist, sondern auf dem Wege neuer Kombinationen vermöge der geschlechtlichen Fortpflanzung anaufhörlich frisch entsteht und sogar entstehen kann, wenn die Eltern nicht besonders begabt sind. Die dem vierten Stande zu Gunsten des Bürgerthums entfremdeten Elemente werden daher fortwährend durch jungen Nachwuchs ersetzt, so daß der vierte Stand nie ganz daran verarmen kann, wenn es ihm auch unmöglich ist, den dritten einzuholen, der gewissermaßen den großen Vorrathsbehälter aller ererbten und neu entstandenen Talente darstellt.

Von den Führern der Sozialdemokratie, unter denen sich sehr begabte Männer befinden, haben die einen nie dem vierten Stande angehört, wie Liebknecht, Singer, von Vollmar u. s. w., die anderen haben sich längst eine sichere, bürgerliche Existenz gegründet, ohne darum ihre Führerschaft aufzugeben. Um nur einige der bekannteren zu nennen, so betreibt Bebel mit großem Erfolg ein ausgedehntes Drechslergeschäft, seine Anhänger haben ihm vorgeworfen, er bewohne eine Herrschaftswohnung mit besonderer Dienstbotentreppe; Maschinenbauer Frohme ist Schriftsteller geworden, Schreiner Tutzauer besitzt ein Möbelmagazin in Berlin, Schreiner Dreesbach ein gut gehendes Cigarrengeschäft in Mannheim u. s. w. Es ist in kleineren Kreisen bei den Lokalführern nicht anders: K . . . . in Karlsruhe, ursprünglich Schlossergehülfe, besitzt zwei gangbare Wirthschaften und gilt für einen vermöglichen Mann; Mechaniker B . . . . . . hat ein photographisches Atelier übernommen, gehört also auch zum dritten Stande; und anderwärts verhält es sich ähnlich.[1]

Um im Leben Erfolge zu erzielen, muß man unstreitig

---

[1] Man zerbricht sich oft den Kopf über die Beweggründe, welche Männer bestimmen können, noch ferner der Sozialdemokratie anzuhängen, obwohl ihre Interessen andere geworden sind. Ich glaube, diese Beweggründe können sehr mannigfacher Natur sein. In erster Linie wird man

eine Begabung über mittel und zwar hauptsächlich drei Eigenschaften besitzen, eine intellektuelle, eine moralische und eine körperliche, die nur manchmal, aber nicht immer zusammentreffen. Dieselben heißen: 1) Verstand; 2) Ausdauer; 3) Arbeitsfähigkeit. Wenn eine dieser Eigenschaften fehlt oder ungenügend ist, so helfen die beiden anderen nichts.

Es muß aber zugestanden werden, daß es auch im gewerblichen Leben nicht allen begabten Leuten des vierten Standes gelingt sich emporzuarbeiten. Manchen bietet sich zeitlebens nie die rechte Gelegenheit, und sie mühen sich daher vergeblich ab, obwohl sie ein günstigeres Los verdienen würden und auch im stande wären, eine höhere Stellung auszufüllen. Die Grenzen der Stände decken sich nicht genau mit den Gruppen der Begabung, wie sich z. B. auch die Grenzen der Nationen nicht mit den Sprachgrenzen decken. So gut man aber von einem deutschen Reiche spricht, trotzdem wir dänisch, polnisch und französisch redende Angehörige haben, wofür deutsch Redende in anderen Staaten wohnen, ebensogut kann man sagen, daß die Stände im großen und ganzen den Fähigkeiten entsprechen, wenn es auch in jedem derselben Leute giebt, welche eigentlich nach dem Maß ihrer Begabung in einen anderen gehören würden. Das heißt: Die soziale Gliederung ist eine natürliche Gliederung, beruhend auf dem Darwinschen Satze von der „natürlichen Auslese“ im „Kampf ums Dasein.“

---

gern annehmen, daß die Betreffenden eben von der Richtigkeit der sozialdemokratischen Lehre überzeugt sind und einer heiligen Pflicht zu gehorchen glauben. Dann mag bei Manchen, welche den Irrthum erkannt haben, das Ehrgefühl den Rücktritt verhindern; sie wollen sich nicht nachsagen lassen: „Gelt, jetzt hast du dein Schäfchen im Trockenen!“ Bei wieder Anderen ist es vielleicht nur der echt deutsche Eigensinn. Ein Theil zieht auch noch als Bourgeois Vortheile von den alten „Genossen“, und ein möglicherweise nicht geringer denkt: „Man kann ja mitmachen, es kommt doch nicht zur Verwirklichung!“

Nicht alle Unzufriedenen im vierten Stande, die sich ungerecht zurückgesetzt glauben, gehören zu Denen, welche nur durch Zufälligkeiten am Aufsteigen verhindert sind. Es giebt z. B. eine nicht geringe Anzahl Menschen von hervorragenden Verstandesgaben und bedeutender Leistungsfähigkeit, denen jedoch der Fleiß und das sog. „Sitzleder" (Nr. 2) versagt sind. Diese möchten sehr gerne ihre Lage verbessern, kommen aber aus begreiflichen Gründen auf dem gewöhnlichen Wege nicht ans Ziel. In früheren Zeiten pflegten solche Leute als „verkannte Genies" ihr Leben zu beschließen, heutzutage liefern sie einen Theil der sozialdemokratischen „Referenten"; sie wissen mit hinreißendem Feuer den Idealstaat zu schildern, alle Einwürfe schlagfertig abzutrumpfen und dadurch die größten Volksversammlungen in Ekstase zu versetzen. Für sich selbst aber bringen sie auf dem gegebenen Boden nichts fertig.

Eine andere Kategorie bilden Diejenigen, bei welchen es an Nr. 1 fehlt, die aber ein großes Maß von Willenskraft und Fleiß mitbringen. Auch sie haben auf dem Wege der natürlichen Auslese nichts zu erwarten und sind darum die eifrigsten sozialistischen Agitatoren im stillen oder in kleineren Kreisen, wobei ihnen zu statten kommt, daß solche Persönlichkeiten vermöge ihres festen Charakters zu imponiren wissen. Sie sind ein keineswegs zu unterschätzendes Element in der sozialistischen Partei.

Die eigentlichen Reservetruppen sind jedoch die Leute, die nicht viel mehr als eine tüchtige Arbeitskraft (Nr. 3) zur Verfügung haben. Ohne eigenes Urtheil und ohne Aussicht auf Vorwärtskommen werden sie von den Führern leicht bestrickt, und auf ihnen beruht die Hoffnung der Sozialdemokraten, wenn sie mit gewaltsamem Umsturz drohen; dabei rechnen sie auf die gesunden Fäuste dieser Kategorie, die nach der Natur der menschlichen Dinge die größte Zahl ausmacht.

Wenn Darwins Lehre kein leeres Hirngespinst ist, dann kann dem vierten Stande trotz der vorhandenen Theilbegabungen niemals die Führerschaft oder gar (wie der Sozialistenpapst Karl Marx meint) die Diktatur in der menschlichen Gesellschaft zufallen, und wenn der vierte Stand je einmal mittelst Anwendung der rohen Gewalt einen Erfolg erringen sollte, dann würde es nur ein Eintagserfolg sein. Die Leute von Talent in den anderen Ständen und in seiner eigenen Mitte würden bald wieder obenauf kommen, und die „natürliche Auslese" könnte von vorne beginnen.

14. Arbeiter und Bauern.

»Ouvriers« und »cultivateurs«, „Arbeiter" und „Bauern" nennt de Candolle in seinen Aufstellungen nebeneinander als Mitglieder des vierten Standes, und doch gehören bloß die ersteren ganz zu demselben, von den Bauern nur die unselbständigen Dienstboten. Der grundbesitzende Bauer gehört zum dritten Stande, zum Bürgerthum, oder richtiger: er bildet einen Stand für sich. Ja, wenn man das Reineinkommen vergleicht, dann mag ein geschickter Arbeiter schon einem ziemlich großen Bauern die Wage halten, und sieht man auf den Verzehr, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der ewig klagende städtische und industrielle Arbeiter sich weit besser steht, als der Bauer, der sich still drückt und bescheidet. Was gar die Vergnügungen und Lebensgenüsse anlangt, so hat der Arbeiter auch hiervon entschieden mehr als der Bauer. Und dennoch steht der letztere in der Hauptsache viel günstiger da als der Arbeiter.

Es ist nachgewiesen, daß der Bauer die größte Brustweite besitzt, was dem Schaffen in freier Luft zugeschrieben werden muß. Kräftige Muskeln hat der Arbeiter in der Regel auch; aber der Brustkorb erlangt bei ihm nur selten die normale Weite wie beim Bauern. Der Bauer ist körperlich der am harmonischsten entwickelte Mensch.

Auch die *sittlichen* Instinkte bewahren beim Bauern ihre ursprüngliche Richtung und Kraft. Aus beiden Ursachen zusammen entspringt ein weiterer Grad von Ueberlegenheit: Der Bauer hat die beste Aussicht, eine an Leib und Seele gesunde und kräftige Nachkommenschaft aufzubringen, während gerade die Kindererziehung beim Arbeiter den allerungünstigsten Bedingungen unterliegt und trotz zahlreicher Geburten der Nachwuchs häufig mißräth.

Woher kommt dies?

Der Mensch in seiner heutigen Gestalt und in seinem heutigen inneren Wesen ist ein Produkt einer weit hinter uns liegenden geologischen Periode. Um die Eigenschaften des heutigen Menschen zu begreifen, muß man auf die *Eiszeit* des Diluviums zurückgehen. Es ist möglich und denkbar, daß die fürchterliche Noth jener großartigen Umwälzung, welche die fruchtbare Erde mit Gletschermassen bedeckte, die Intelligenz des damals noch kulturlosen, von Pflanzennahrung lebenden Menschen in außerordentlicher Weise geschärft hat, da er die äußersten Geisteskräfte anspannen mußte, um sein Leben zu fristen. In jener Zeit muß eine verheerende Auslese stattgefunden haben; wie denn viele andere Spezies, die sich nicht zu helfen wußten, ganz ausgestorben sind. Die geringen Spuren von menschlicher Bevölkerung in der Eiszeit legen den Schluß nahe, daß auch der größte Theil der vorher vorhandenen Menschen den Schädlichkeiten erlegen ist, daß also nur die *kräftigsten und intelligentesten* Individuen überlebten (vielleicht ganz wenige an der Zahl), von denen die Neubevölkerung der Erde nach dem Verschwinden des Eises vor sich ging. Diese Ueberlebenden erhielten sich zunächst durch den wahrscheinlich damals erfolgten Uebergang zur Fleischnahrung, die sie mittelst der Jagd auf wilde Thiere gewannen; später folgte eine Periode der Zähmung der Hausthiere, also der Viehzucht, und schließlich die theilweise Rückkehr zur Pflanzennahrung mittelst des Ackerbaues.

An diese Lebensbedingungen, Jagd, Viehzucht und Ackerbau, ist der Mensch körperlich und geistig „angepaßt“. Wir haben ein Gesetz kennen gelernt, wonach die am längsten erworbenen Eigenschaften sich am hartnäckigsten vererben, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Beschäftigung des Bauern heute noch die naturgemäßeste für den Menschen ist. Aendern sich die Lebensbedingungen, was ganz allmählich geschehen kann, wird der Mensch genöthigt, zu fremdartigen Beschäftigungen überzugehen, in Schulbänken und Werkstätten sein Leben zuzubringen, so können sich unmöglich alle Individuen anpassen, es muß eine neue, nach andern Zielen gerichtete Auslese stattfinden.

Diese Aenderungen sind eingetreten durch die steigende Kultur und durch die Uebervölkerung, welche nicht mehr allen Individuen gestatten, als Bauern zu leben. Die letzten Volkszählungen haben darüber einen allzu deutlichen Aufschluß gebracht. Das flache Land nimmt nur wenig zu an Seelenzahl, fast der ganze Zuwachs an Bevölkerung des Deutschen Reiches sammelt sich in den großen Städten und Industriemittelpunkten. Das flache Land kann nicht mehr Menschen ernähren, die Gewerbe, die Industrie, die höheren Berufsarten müssen aushelfen. Die Thatsache steht fest und sie hat ihre unerbittlichen Folgen.

Der Mensch, der sich als Gelehrter, Beamter, Geschäftsmann, Fabrikarbeiter gezwungen sieht, in geschlossenen Räumen zu arbeiten, wird meistens krank; am raschesten, wenn eine sitzende Haltung damit verbunden ist, welche den freien Umlauf des Blutes, sowie die volle Lungenthätigkeit und die richtige Verdauung hemmt. Unsere Aerzte verordnen mit Recht solchen Patienten körperliche Bewegung im Freien, und sie thun damit eigentlich nichts anderes, als daß sie die Lebensbedingungen einer längst dahingeschwundenen Erdperiode wieder zurückzurufen suchen. Leider ist in der Regel der Kranke nicht in der Lage, den Rath

zu befolgen, weil seine Verhältnisse ihn zu der schädlichen Lebensweise nun einmal nöthigen.

Nicht nur am Körper, auch an ihren Instinkten werden die Menschen durch die enge Vereinigung an städtischen und Industrie-Zentren abnorm. Es ist, als gäben sie sich gegenseitig zu heiß. Unter dem Einfluß einer reichlichen Ernährung bei ungenügender Verarbeitung der Säfte und Kräfte entstehen moralische Verirrungen, die man nur als ein Verkehrtwerden der auf Erhaltung der Art gerichteten Instinkte und Triebe auffassen kann. Die Prostitution, die häufige Ehelosigkeit, das Ersterben der Neigungen zu Eltern und Kindern sind ein Ausdruck hiervon. Wenn die Sozialdemokraten im Ernste den Vorschlag machen können, daß der Staat alle Kinder erziehen solle, so ist dies nur ein Beispiel für das soeben Gesagte. Unwillkürlich wird man an analoge Verhältnisse bei Thieren in der Gefangenschaft erinnert, welche die sonst sorgsam gepflegten Jungen nicht mehr ernähren oder dieselben verlassen; auch bei jenen sind die Instinkte durch veränderte Lebensumstände aus der Anpassung gerathen und verfehlen die Richtung.

Nicht anderes ist es, wenn eine ganze Versammlung von Sozialdemokraten das sogenannte Weberlied singt mit dem Kehrreim:

> Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
> Wir weben hinein den zwiefachen Fluch!

Dieses traurige Gebahren hat entschieden einen krankhaften Charakter; denn ein gesunder Mensch liebt die Erde seiner Väter, die auch ihn als Kind getragen und großgezogen hat. Wer der heimatlichen Erde fluchen kann, der ist ebenso verdreht, wie der Selbstmörder, und nur, wenn er sich in Verzweiflung befindet, ist ein milderes Urtheil gerechtfertigt.

Dem gegenüber steht der Bauer mit seinem robusten Körper und seinen gesunden Instinkten, die seinen Lebensbedingungen

noch ebensogut angepaßt sind, wie in der Steinzeit, als der Mensch so zu sagen der Natur noch näher stand. Der Bauer vermag trotz der oft ärmlichen Verhältnisse einen reichen Kindersegen groß zuziehen, von dem er das meiste an die Städte abgiebt. Aus dieser Nachkommenschaft gehen einige bedeutende Männer hervor, (wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten Generation), und eine Anzahl bringt es wenigstens zu unabhängiger Stellung und Vermögen. Aber weitaus die meisten von denen, welche in den Städten ihr Glück suchen, verfallen daselbst den Wirkungen der natürlichen Auslese und gehen entweder an den Schädlichkeiten des Stadtlebens rasch zu Grunde, oder treten in den Arbeiterstand ein, um dessen Los zu teilen. Das Licht und die Motte!

Die Grundverschiedenheit zwischen Bauer und Arbeiter besteht kurz gesagt darin, daß der Bauer im aufsteigenden, der Arbeiter im absteigenden Zeichen ist[1]. Das Land erzeugt den Ueberschuß an gesunder Bevölkerung, die Stadt wählt sich das Beste davon aus und verzehrt oder zerstört den Rest. Man kann den Bauern und Arbeiter in einem Athem nennen, aber man darf nicht vergessen, daß sie die beiden Gegenpole des menschlichen Lebens darstellen: Entstehen und Vergehen!

Der oberflächliche Beobachter sieht nur die äußern Vorgänge, das Leben und Sterben, das Drängen und Schieben. Der Forscher sucht in dem scheinbaren Durcheinander den inneren Zusammenhang, das Walten der Naturgesetze zu erkennen, durch welche die Menschheit sich auf ihrer Stufe behauptet oder langsam eine immer höhere Stellung in der Welt ersteigt, nämlich die Gesetze vom „Kampf ums Dasein" und von der „natürlichen Auslese".

[1] Bezeichnend für die Sozialdemokraten ist, daß sie keinerlei Verständniß für den Bauernstand besitzen. Bebel nennt in seinem Buche „Die Frau ꝛc." den kleinen Bauern ein „kulturhemmendes" Element, dessen Fortbestand nur Derjenige wünschen kann, der die „Rückwärtserei" liebt!

15. Bebels unrichtige Auffassung des Darwinismus.

Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete August Bebel hat noch unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes ein Buch herausgegeben, welches damals verboten wurde, seit Aufhebung des genannten Gesetzes aber frei verkauft werden darf und schon eine ganze Reihe von Auflagen erlebt hat. Das Buch ist betitelt: „Die Frau und der Sozialismus" oder „Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Dasselbe handelt aber nicht bloß von der Frau, sondern enthält eine Kritik aller bestehenden Zustände und sucht ein ideales Gemälde der sozialisirten Gesellschaft zu geben, in welches die Frau sozusagen als rother Faden eingewebt ist. Da man nur selten aus den Sozialdemokraten heraus bekommt, wie sie sich die Zukunft denken, so muß man die Gelegenheit ergreifen und das Bebelsche Buch studiren.

Dasselbe ist in den ersten drei Vierteln eine achtbare Leistung, der ich volle Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte. Es wird nicht viele Drechslermeister in Deutschland geben, die eine solche Belesenheit besitzen und einen so klaren, leicht verständlichen und manchmal geradezu packenden Stil schreiben wie Bebel. Die heikelsten Dinge werden mit ebensoviel Offenheit als Takt besprochen, und man bekommt von dem Verfasser den Eindruck eines ernsthaften Mannes. Der kritische Theil enthält neben einzelnen Uebertreibungen viele Punkte, wo man Bebel vollständig beistimmen muß; ja, wenn das Elend vieler Arbeiterehen geschildert wird, wie der Mann den täglichen Anforderungen von Frau und Kindern für das Allernothwendigste nicht entsprechen kann, wie er verzweiflungsvoll im Wirthshaus Trost sucht, wie das Eheleben durch Streit und Zank sich zerrüttet und die Kindererziehung gänzlich Noth leidet, oder wenn sich ein Gemälde entrollt, wie die in der Fabrik arbeitende Frau

sich des Abends todtmüde noch bis in die tiefe Nacht zu Hause abrackern muß, um den Haushalt zu führen und wie sie endlich dumpfem Groll verfällt, da wird jeder bessere Mensch den festen Vorsatz fassen, wenn er es nicht schon früher gethan hat, mit allen Kräften an der Verbesserung der Arbeiterverhältnisse mitzuwirken.

Die Leser aus Arbeiterkreisen werden auch dem letzten Viertel der Schrift zujubeln, welches das Glück der sozialisirten Gesellschaft in den rosigsten und verführerischsten Farben schildert. Für denjenigen, welcher die aufgestellten Sätze auf ihre Richtigkeit zu prüfen im stande ist, tritt aber hier eine vollständige Ernüchterung ein. Man kann fast nicht glauben, daß der nämliche Mann, der in den ersten Theilen eine nüchterne Verstandesschärfe bekundet, auch diese letzten Kapitel geschrieben habe, in denen er zum reinen Utopisten wird und den Beweis liefert, daß auch die Anhänger der materialistischen Weltanschauung nicht ohne Illusionen und Glaubensartikel von unbegreiflichem Inhalt leben können; so tief scheint das Bedürfniß nach Uebersinnlichem im Menschen zu wurzeln. Was angeblich als „Wissenschaft" vorgetragen wird, ist so abergläubisch und schwindelhaft, daß einem der sonst achtbare Verfasser leid thun kann. Er hält offenbar das Gesagte für wahr und richtig, aber er hat es selbst nicht recht verstanden.

Ich will mich bei den mehr wirthschaftlichen Punkten, wie z. B. bei der Behauptung, daß ein zwei- bis dreistündiger Arbeitstag genügen würde, um alle, sogar noch erheblich über die jetzigen gesteigerten Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen, nicht aufhalten, sondern mich hier nur mit der anthropologischen Begründung beschäftigen.

Bebel beruft sich auf den Darwinismus, und wenn er streng tadelt, daß die heutige Gesellschaft die Lehren des englischen Bahnbrechers immer noch nicht allgemein anerkannt hat, so

bin ich ganz mit ihm einverstanden. Würde man den Darwinismus allgemein besser verstehen, dann hätten Bebel keine so argen Schnitzer passiren können und die Widerlegung der Sozialdemokraten würde Vielen nicht so schwer vorkommen.

Bebel hat nur die eine Seite der Darwinschen Lehre richtig begriffen, daß alle Lebewesen an ihre äußeren Daseinsbedingungen angepaßt sind. Von der andern Seite, der Vererbung und der natürlichen Auslese, ahnt er aber nichts. Er sagt wiederholt, man dürfe nur die äußeren Lebensbedingungen der Menschen günstiger gestalten, dann würden diese selbst eine ans Wunderbare streifende Verbesserung erfahren. Ihm zufolge entsteht in der sozialisirten Gesellschaft ein edler Wetteifer unter den Menschen, das Wohl der Gesamtheit zu fördern; hingegen giebt es keine Verbrecher, keine Vagabunden, und folglich auch keine Richter, keine Gendarmen und keine Gefängnisse mehr. Hier hat Bebels Wissen eine Lücke. Darwin meinte anders, und die späteren Forscher, die seine Theorie weiter ausbildeten, haben nicht die „Vererbung" und die „natürliche Auslese" durch den „Kampf ums Dasein" geleugnet, sondern nur diese Lehren ergänzt oder verschärft, weil sie ihnen nicht zur Erklärung aller neuen Formen zu genügen schienen.

Jeder unserer Oberländer Thierzüchter könnte Bebel eines Besseren belehren. Bei uns weiß jeder Bauer, daß es ohne Auslese, sei es nun eine natürliche oder eine künstliche, keinen Fortschritt in der Herde giebt. Gesetzt, man hätte noch die alte Landrasse unserer Rinder: würde sich jemals aus derselben bloß durch bessere Fütterung und Pflege, wenn man alle minderwerthigen Thiere mit zur Zucht verwenden würde, eine edlere Rasse erzielen lassen? Die Antwort lautet: „Nein, niemals!" Nur dadurch, daß man alle Rückschläge und geringen Thiere aus der Herde entfernt, kann man ein verbessertes Produkt erzielen, also mit anderen Worten, nur durch Auslese.

Die Aufzucht und Mitverwendung **aller** Stücke **ohne** Auswahl[1] würde die unerwünschte Folge haben, daß die Herde immer mehr zurückginge und daß immer schlechtere Thiere zum Vorschein kämen. Kein Thierzüchter würde sich zu einem solchen lächerlichen Versuche verstehen.

Bebel betont nun immer, und ich will ihm darin nicht widersprechen, daß der **Mensch** in allen natürlichen Dingen denselben Gesetzen unterworfen sei wie die Thiere, und ausdrücklich auch, daß die Darwinsche Theorie auf den Menschen Anwendung finde. An der Hand von Galton, de Candolle und de Lapouge ist dem Leser klar geworden, daß die gegenwärtige Organisation der Gesellschaft eine **natürliche** Auslese des Menschen in zweifacher Weise darstellt: sie läßt im Wettbewerb nur die Befähigtsten aufsteigen und drängt die gemeinschädlichen Individuen durch die Strafjustiz zurück. Die Aufhebung der Gesellschaftsorganisation wäre zugleich die Aufhebung der Auslese beim Menschen mit allen nothwendigen Folgen für die Verschlechterung der Rasse. Nicht die Schließung, sondern die großartige Erweiterung der Gefängnisse würde kraft der Vererbung das Ende vom Liede sein.

Der amerikanische Sozialist **Bellamy** hat eine Vorstellung davon, daß es **ohne** Auslese beim Menschen nun einmal **nicht** geht: er will die jetzige natürliche, geschichtlich gewordene Form der Auslese durch eine **künstliche** ersetzen: Prüfungen (Befähigungsnachweis!) und gewisse Arbeitsleistungen (Meisterstücke!) sollen über das Auf- oder Absteigen der Einzelnen entscheiden. Es begreift sich leicht, daß diese Art der Auslese auch nicht immer richtig wirken würde, denn gerade die begabtesten Menschen sind oft nicht im stande, den regelmäßigen Lerngang

---

[1] Man nennt dies „**Panmixie**". Von der Panmixie wird später noch eingehender die Rede sein.

zu verfolgen, und sie würden in Bellamys Zukunftsstaat zum Wollspinnen verurtheilt werden. Die Unzufriedenheit würde viel größer sein, als sie jetzt ist. Bebel hingegen will alle Menschen gleich behandeln, den Fleißigen und Faulen, den Begabten und Unbegabten die nämlichen Antheile am Arbeitsertrag gewähren. Denn, so urtheilt er vom sozialistischen Standpunkt ganz richtig: der eine kann so wenig dafür, daß er mehr, als der andere, daß er weniger begabt ist; warum diesen für einen Fehler der Natur strafen, jenen für einen Glücksfall noch belohnen? Das heißt, der Wettbewerb soll ganz aufhören und die gepriesene Darwinsche Theorie außer Kraft treten. Ein ungemeiner Rückgang der Menschheit, kein Fortschritt, wie Bebel meint, müßte auch hier unausbleiblich eintreten.

Der Mensch, lehrt Bebel, kann die Naturgesetze beherrschen und folglich auch die Entwickelungsgesetze, sobald er sie nur erkannt hat. Dies ist eine leere Phrase. Der Mensch kann die Naturgesetze allerdings beherrschen, d. h. er kann sie zu seinem Nutzen anwenden; aber der Mensch kann die Naturgesetze nicht außer Kraft setzen. Er kann die Darwinsche Lehre bei den Thieren in der Art ausbeuten, daß er die besten Zuchtthiere wählt und dadurch gewissermaßen der Natur unter die Arme greift. Aber Niemand wird glauben, der Mensch könne bewirken, daß von einem mißrathenen Farren lauter Preiskälber erzeugt werden. So versteht Bebel die Darwinsche Lehre bei den Thieren und so wendet er sie an auf den Menschen.

Mit den falschen Sätzen Bebels fällt aber das ganze schwärmerische Lehrgebäude, fällt der schöne Zukunftstraum der Sozialisten. Ihr Staat würde der Natur widersprechen; alle die Härten und Mängel, welche der jetzigen Gesellschaft anhaften, würden dort in riesigem und fortwährend wachsendem Maßstabe vorhanden sein, und dazu noch willkürlich verkehrt. Die Faulen und die Dummen könnten nach ihren Begriffen leben, wie der

Vogel im Hanfsamen, die Gescheiten und Strebsamen würden sich bei der ganz gleichartigen Behandlung vorkommen wie im Zuchthaus; denn das Nämliche ist nicht immer das Nämliche. Jene würden sich noch rascher vermehren, als bisher, diese, weil ihre Lebensbedingungen ungünstiger wären als sie ohnehin schon sind, würden eine Verminderung erleiden. Die Gesellschaft hätte den Schaden davon, denn, wie früher gesagt: ein Mann von Klasse I. wiegt Tausende von Handarbeitern auf, verschafft Tausenden eine bessere Existenz. Mit dem Rückgange der Begabteren würde die Gesellschaft immer tiefer sinken und im größten Elende endigen, wenn sie ihren naturwidrigen Einrichtungen nicht raschestens wieder entsagte, was jedenfalls geschehen würde.

Ja, da sitzt noch ein Hauptpunkt: Kann man denn dem Kampfe ums Dasein überhaupt, wenn auch nur vorübergehend, ein Ende dekretiren? Eine künstliche Auslese könnte man aufgeben, aber die natürliche hat man nicht in der Gewalt. [Das Rezept: „Schaffet Allen gleiche Lebensbedingungen!“ ist leichter gesagt als gethan. Seine Erfüllung ist unmöglich.]

16. Das Bürgerthum und seine Begabung.

Wäre Bebels Lehre richtig, daß es nur günstigerer Lebensbedingungen bedürfe, um die Menschen ohne Ausnahme gut und edel, von Eifer für das Gemeinwohl erfüllt und uneigennützig zu machen, dann müßte das Bürgerthum ein wahrer Ausbund von Tugendhaftigkeit sein. Das Bürgerthum ist ja nicht nur im Besitz aller materiellen Güter zum Leben, sondern es hat nach Bebel die Bildungsmittel gewissermaßen monopolisirt. Man müßte also erwarten, daß hier Bebels Theorie sich bestätige und daß das Bürgerthum in einem wahren Glanz dastehe. Aber wie zeichnet uns Bebel dieses Bürgerthum, von ihm verächtlich „Bourgeoisie“ genannt? Der Bourgeois ist nichts weniger als gut und edel, sondern er hat kein Herz

für die Leiden seiner Mitmenschen, er besitzt keine Spur von uneigennütziger Hingebung an das Gemeinwohl, sondern beutet seine Mitmenschen in der unbarmherzigsten Weise aus, verführt obendrein die tugendhaften Arbeiterinnen und kennt kein höheres Interesse, als die Aufrechterhaltung seiner Klassenherrschaft. Außerdem ist die Bourgeoisie auch noch dumm. An einer Stelle seines Buches bestreitet Bebel, daß das Bürgerthum „geistig arbeite", an einer anderen sagt er: „Wenn nur Talent und Geist an der Spitze der Gesellschaft stehen sollten, dann müßte der größte Theil der Unternehmer seinen Arbeitern, Werkmeistern, Technikern, Ingenieuren, Chemikern 2c. Platz machen; das sind die Männer, die in 99 Fällen von 100 die Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen gemacht, die dann der Mann mit dem großen Geldbeutel ausnutzte."

Wenn die Annahme richtig wäre, was würde sie beweisen? Doch nur, daß die in den günstigen Lebensbedingungen befindlichen Leute untüchtig, diejenigen in den schlechten tüchtig, Jenen weit überlegen sind. Bebel widerspricht sich also selbst.

Ferner wenn der Mann mit dem großen Geldbeutel so gediegene Arbeiter, Werkmeister, Techniker, Ingenieure und Chemiker hat und diesen Gelegenheit giebt, Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen anzubringen, so geht daraus hervor, daß der Mann mit dem großen Geldbeutel immerhin eines sehr gut verstehen muß: den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Und das ist für einen Leiter eigentlich genügend; es ist erstens sehr schwer, denn es setzt große Menschenkenntniß voraus, und es ist sehr wichtig, weil der ganze Erfolg der Produktion von der Erfüllung dieser Vorbedingung abhängt. Man darf füglich bezweifeln, ob diese Bedingung in der sozialisirten Gesellschaft nach Bebelschem Rezept, wo man Professoren zum Wollespinnen, Düngerfahren 2c. verwendet und Handarbeiter

zu Staatslenkern macht, ebenso gut erfüllt wäre, wie sie nach Bebels Eingeständniß in der jetzigen Gesellschaft erfüllt ist.

Ich bestreite aber außerdem, daß 99 Prozent unserer Unternehmer von ihren Arbeitern und Angestellten an Kenntnissen und Geschick übertroffen werden. Die große Mehrzahl der Unternehmer, namentlich diejenigen, welche sich in die ersten Reihen emporgearbeitet haben, sind außerordentlich intelligente und tüchtige Menschen, die auch moralisch hoch stehen; denn ohne moralische Eigenschaften giebt es keinen bedeutenden Erfolg.

Die Geringsten und zugleich Diejenigen, welche ihre sittlichen Verpflichtungen gegen ihre Gehülfen am wenigsten bethätigen, sind die aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen kleinen Unternehmer. Dafür liegen Beweise genug vor.

Die Begabtesten unter den Sozialisten, wie Bebel selbst, welche trotz der „verrotteten Herrschaft des Kapitals" bedeutende Erfolge als Unternehmer gehabt haben, bekunden eben dadurch, daß es tüchtigen Leuten nicht unmöglich ist, die ihnen gebührende Stellung im Leben zu erringen; aber ein solcher Erfolg kommt allerdings nur selten vor, nicht bloß aus äußeren Ursachen, sondern weil die Begabung, welche dazu gehört, eben einen besonderen Glücksfall darstellt.

Wer hindert die Arbeiter, sich zusammen zu thun und Produktivgenossenschaften zu gründen? Niemand. Wollten sie es thun, der „Moloch" Kapital würde ganz zahm und gefügig sich in ihren Dienst stellen. Zu einem kleinen Stock zusammen gelegter Ersparnisse würden sie wie jeder Anfänger Kredit in hinreichendem Maße genießen, um vorwärts zu kommen. Warum thun sie es nicht? Weil die Befähigtsten unter ihnen meist vorziehen, ihren Weg allein und auf eigene Rechnung zu machen, und weil es der zurückbleibenden Masse an den nöthigen Eigenschaften gebricht, um ein größeres Unternehmen zu gründen und auf gemeinsame Rechnung zu betreiben.

Schon das Zusammenarbeiten Gleichberechtigter würde eine gegenseitige Verträglichkeit, eine feste Disziplin, einen nie erkaltenden Eifer, ein völliges Freisein von Mißtrauen, Neid und Mißgunst voraussetzen. Dann aber erst die Leitung! Dazu gehört viel mehr, als die Unkundigen sich gewöhnlich vorstellen; sie erfordert einen Ueberblick, eine stete Sorge, eine Hingebung, einen Verzicht auf manche Bequemlichkeit des Lebens, deren nicht Jeder fähig ist. Wer hat es nicht schon erlebt, daß strebsame Arbeiter, welche es zur Selbständigkeit brachten, offen eingestanden, sie hätten nicht gewußt, daß das Prinzipalsein so sauer wäre? Sie hätten jetzt so viel zu denken, zu sorgen, wären außer der gewohnten Arbeitszeit dermaßen in Anspruch genommen, daß sie am Anfang ihre Kräfte vollständig erschöpft fühlten. — Wenn sich solche Männer einen Augenblick der Erholung gönnen, dann meint der richtige Sozialist gleich, das ganze Unternehmerthum bestehe nur aus Nichtsthun und Schlemmerei.

In der Seltenheit der erforderlichen Eigenschaften, nicht in der heutigen Organisation der Gesellschaft oder in dem angeblichen Vorhandensein eines Unternehmerringes, welcher keine Arbeiter-Genossenschaften aufkommen ließe, liegt der Grund, warum solche nicht entstehen oder, wenn entstanden, bald wieder verkrachen.

Gehen doch auch viele Einzelne, welche den Versuch der Selbständigkeit unternehmen, dabei zu Grunde, weil sie ihre Begabung überschätzt haben, und nur die Allertüchtigsten kommen empor. Das ist die „natürliche Auslese" nach Darwin, auf dessen Lehre die Sozialisten sich so gerne berufen.

Eines ist hierbei zuzugeben. Es kommt oft vor, daß ein bedeutender Unternehmer bei seinem Tode das Geschäft Söhnen hinterläßt, welche die Tüchtigkeit ihres Vaters nicht geerbt haben und durch ihr Verhalten gerechtes Aergerniß erregen. Solche Menschen können sich oft eine lange Zeit behaupten, weil die gute Organisation des Geschäftes und der Vorrath von

Vermögen nicht so rasch erschöpft sind. Aber die natürliche Auslese wird sie doch erreichen. Früher oder später sinken sie herab, und wenn nicht sie selbst, dann trifft das Schicksal die folgenden Generationen um so gewisser (sofern diese sich nicht wieder zum Bessern wenden). Die ewigen Gesetze der Natur kennen keine Leidenschaft, welche ihnen gebieten würde, die Frevler sofort mit einem Blitzstrahl zu vernichten; aber ebenso wenig kennen sie Erbarmen mit denen, welche ihren Platz nicht ausfüllen. Die „Auslese" zur Vernichtung ist ihr unerbittliches Los. Es giebt ein religiöses Sprichwort, welches das gleiche mit andern Worten besagt: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber mahlen sicher."

Wenn tüchtige Unternehmer, welche gewiß alle Sorge und Mühe auf die Erziehung ihrer Söhne und künftigen Nachfolger verwenden, von solchen Rückschlägen nicht verschont bleiben, sondern oft das Mißrathen ihrer Sprößlinge noch bei Lebzeiten mit ansehen müssen, so ist dies eigentlich der allerschwerwiegendste Beweis gegen Bebels Lehre, daß es nur besserer Lebensbedingungen bedürfe, um alle Menschen gut zu machen. Nein, so ist es nicht; im Gegentheil, günstige Lebensbedingungen, welche die Anspannung der eigenen Kräfte überflüssig zu machen scheinen, sind oft die Ursache der Verweichlichung und des Rückganges. Auch erfolgt die Vererbung eines Talentes selten in ungeschwächtem Grade, aus den Gründen, welche früher dargelegt worden sind, und darum geht die Vervollkommnung der Menschheit nicht anders als durch eine fortwährende „natürliche Auslese" der Tauglichsten vor sich.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die folgende: Neben der Aussonderung, welche die unbegabten und der Verweichlichung verfallenen Individuen des Bürgerstandes trifft, ist derselbe einer Dezimirung ausgesetzt, welche gerade die Begabtesten hinwegnimmt. Sitzende Lebensweise, Ueberarbeitung, Kummer und

Sorge, sowie eine Reihe verwandter Schädlichkeiten bringen eine Menge der trefflichsten Menschen vor der Zeit unter den Boden. Aus ähnlichen Ursachen ist die Nachkommenschaft weniger zahlreich und weniger gesund, als z. B. bei den Bauern. Die Verluste, welche das Geisteskapital der Menschheit auf diese Weise erleidet, können nur durch Aufsteigen neuer Talente aus den unteren gesunden Schichten, besonders aus dem Bauernstande, ausgeglichen werden.

So wenig wie der Arbeiterstand ist der Bürgerstand ein einheitliches Ganzes. Er besteht selbst wieder aus einer Anzahl verschiedener sozialer Schichten, und von den Individuen sind die einen im Aufsteigen, die anderen im Absteigen begriffen. Stillstand an einem Platze, als ob man ihn gepachtet hätte, giebt es nicht. Bebel sieht und schildert nur den absteigenden Bestandtheil der Bourgeoisie, während diejenigen Schriftsteller, die in dem Bürgerthum nichts als Tüchtigkeit erblicken wollen, nur den aufsteigenden Theil vor Augen haben. In Wirklichkeit handelt es sich um verwickelte Vorgänge, bei denen alles in Bewegung ist.

Schlußergebniß: Man kann die natürliche Auslese nicht abschaffen, und wenn man es könnte, so würde der Erfolg den Erwartungen Bebels nicht entsprechen. Das Leben ist ein Kampf und muß ein Kampf bleiben. Die Sozialdemokraten heften sich viel zu sehr an unwesentliche Erscheinungen, wenn z. B. ein ausgeartetes Individuum sich in einer ererbten Stellung breit macht, während mancher talentvolle Mensch bei aller Anstrengung nicht vorwärts kommt. Das sind scheinbare Willkürlichkeiten der „natürlichen Auslese", die an der Hauptsache nichts ändern. Eine künstliche Auslese, wie sie im Gegensatz zu Bebel der Amerikaner Bellamy will, würde den Menschen noch viel ungerechter vorkommen. Hier weiß die Wissenschaft auch keinen anderen Rath als die Religion: Arbeiten nach dem Ziele mit allen Kräften und Ergebung in das Unabänderliche ohne Bitterkeit.

17. Die Arbeiter und ihre Begabung.

Im letzten Abschnitt haben wir gesehen, daß das Bürgerthum kein einheitliches Ganzes bildet, sondern aus einer Anzahl verschiedener sozialer Schichten besteht, und daß ein fortwährendes Auf- und Absteigen von einer Schicht zur andern, sowie ein beständiger Austausch mit dem Arbeiterstande stattfindet. Diejenigen Schriftsteller, welche die gesunden und tüchtigen, im Aufsteigen begriffenen Elemente der Gesellschaft ins Auge fassen, schildern alles in den rosigsten Farben, wogegen die anderen, welche sich mit den entarteten und verweichlichten Elementen beschäftigen, nur schwarze Schatten sehen. Zu den letzteren gehört Bebel und auf dem Gebiete der Poesie Ibsen.

Man hat sich manchmal auf Ibsen und seine „Schule" berufen, um den Beweis zu führen, daß die bürgerliche Gesellschaft faul bis ins Mark und nur noch des Unterganges würdig sei. Faule und der Ausscheidung würdige, aber auch schon in der „natürlichen Auslese" begriffene Elemente giebt es und hat es zu jeder Zeit gegeben, weil eben stets Rückschläge und Variationen eintreten. Nicht alles, was die Natur hervorbringt, ist von erster Güte, daher die Auslese nothwendig. Aber man irrt, wenn man derartige Beobachtungen verallgemeinert. Ibsen hat meines Erachtens gar nicht das Bestreben, die Gesellschaft so zu schildern, wie sie im allgemeinen ist, sondern er will etwas noch nie Dagewesenes, Unerhörtes bringen, um von sich reden zu machen; da nun die Durchschnittsmenschen zu uninteressant wären, greift er zu den verdrehten, verschrobenen und verdorbenen, mit einem Wort: zu den in der „natürlichen Auslese" befindlichen. Der größte Fehler liegt darin, daß er uns diese als normale Vertreter der „Gesellschaft" vorführt. So lange die Sache in gewissen Grenzen bleibt, nimmt das Publikum sie hin und thut dem Verfasser den Gefallen, sich über seine

Typen zu streiten, und dies ist gerade das, was er bezweckt. Die Sucht nach Neuem und Packendem führt aber weiter und weiter, und endlich kommt der Augenblick, wo der Zwiespalt zwischen Dichtung und Wahrheit plötzlich aufklappt. In Ibsens jüngster Schöpfung „Hedda Gabler" ist der Augenblick bereits eingetreten, so daß selbst die vorzügliche Darstellung des Münchener Hoftheaters den Verfasser nicht vor dem Ausgelachtwerden retten konnte. „Das sind ja lauter verrückte Figuren," sagt sich am Ende auch der naivste Zuhörer. Für den Pathologen mag der Todeskampf der Abnormitäten, welche in unnatürlichen Verhältnissen zum Vorschein kommen, ein gewisses Interesse bieten, aber poetisch sind diese Schilderungen nicht. Sie sind ebenso widerlich, wie die Zuckungen eines auf dem Wege halbzertretenen Käfers, den ein Samariter am besten so schnell wie möglich vollends tödtet.

Keinesfalls haben die Sozialdemokraten ein Recht, das Bürgerthum als in sittlicher Zersetzung begriffen hinzustellen und Skandale breit zu treten, die, wenn sie auf der Höhe passiren, Jeder sieht, während die gleichen Vorkommnisse in der Tiefe gar nicht auffallen. Die Sozialdemokraten messen mit ungleichem Maße: die sittlichen Mängel der „Bourgeoisie" sind selbstverschuldete, die der unteren Schichten sind durch die ungesunden Gesellschaftszustände verursacht, für welche wieder die Bourgeoisie verantwortlich ist, so daß also diese nicht nur ihre eigenen, sondern die Sünden der ganzen Welt zu tragen hat. Die Unrichtigkeit einer derartigen Beweisführung liegt auf der Hand, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Gesellschaftszustand auch ein im Laufe der Zeit gewordenes Naturprodukt, eine Erscheinungsform des Gesetzes der „natürlichen Auslese" ist. Schon hieraus geht hervor, daß die sittliche Tüchtigkeit der „Bourgeoisie" im allgemeinen nicht unter derjenigen des „Proletariates" stehen kann, denn man steigt nicht durch sittliche Verkommenheit,

sondern durch sittliche Tüchtigkeit, und man kann sich beim Mangel der letzteren nicht einmal auf einer ererbten sozialen Stufe behaupten.

Es giebt unter den Arbeitern auch eine Aristokratie von sittlich tüchtigen Männern, denen nur ein kleines an der sonstigen Begabung oder günstige Umstände gefehlt haben, um in höhere Stellungen zu gelangen. Aber diese bilden hier nur eine Minderheit, obwohl sie selbst sich dieser Thatsache in der Regel nicht bewußt sind. Die große Masse nimmt wie an geistiger, so auch an sittlicher Ausrüstung einen untergeordneten Rang ein. Um ganz unparteiisch zu verfahren, brauchen wir diese Kreise nur aus ihrem eigenen Munde zu richten.

Ein sozialdemokratischer Redner sprach einmal in einer Versammlung das Wort aus: „Gegenüber der Korruption der Bourgeoispresse ist ein Blick in die Arbeiterpresse wie ein Blick in den Himmel!" Ich habe auch einmal einen Blick in den Himmel thun wollen, muß aber gestehen, daß ich mir den Himmel anders vorgestellt hatte.

Was bietet die sog. Arbeiterpresse ihren Lesern? Auch wenn man in unserem Parteileben an starken Tabak gewöhnt ist, so wird doch der Inhalt dieser Presse nach Form und Inhalt nicht seinesgleichen finden. Es ist eine Saat von Neid, Haß, Hohn, Spott, Verachtung, Auflehnung und Empörung, was da ausgestreut wird. Nirgends ein Wort unparteiischer Belehrung, ein verständiges Begründen und Abwägen der möglichen Folgen von Vorschlägen: nur Leidenschaft und wieder Leidenschaft, gewürzt und angeschürt durch die bei Leuten von geringer Einsicht nie ihres Zweckes verfehlenden Sarkasmen: daß die Arbeiter, obwohl sie die besseren Menschen wären, von der Bourgeoisie schmachvoll behandelt und materiell ausgebeutet würden.

Jede andere Partei besitzt doch noch ihre Ideale, die man verstehen kann, wenn man ihnen auch nicht in erster Linie

huldigt: die Ultramontanen den Glanz der die ganze Welt umfassenden katholischen Kirche, die Konservativen die Erhaltung des durch Alter und Herkommen Erprobten, die Liberalen die Macht des geeinigten Vaterlandes, die Demokraten die Gleichheit aller Menschen und die Freiheit des einzelnen; nur in der Arbeiterpresse wird man ein Ideal vergeblich suchen. Religion ist Schwindel, alles Ueberlieferte ein Gegenstand des Abscheues, das Vaterland mag zu Grunde gehen, die Gleichheit und Freiheit nützen nichts, wenn einem nicht auch die gleichen materiellen Genüsse freistehen wie anderen. Alles dreht sich nur um weniger Arbeit und mehr Lohn. Nach der Darstellung der genannten Presse giebt es nur zweierlei Menschen: gute, das sind die, welche den Arbeitern schmeicheln, und schlechte, das sind die, welche sich dazu nicht hergeben, und welche verachtet, wenn möglich auch zerkrümelt werden müssen. Nicht ein Himmel zeigt sich, nein, eine wahre Hölle brodelt einem da entgegen, und wenn die Herausgeber jener Blätter ihr Publikum richtig beurtheilen, so kann man einen Schluß ziehen auf die sittliche Stufe, auf welcher dasselbe stehen muß.

Nur ein Lichtblick macht sich öfters bemerklich, der auf höhere Charaktereigenschaften schließen zu lassen scheint, das ist die Festigkeit, mit welcher die Arbeiter bei Ausständen ihr gegebenes Wort halten und sich lieber den größten Entbehrungen unterziehen, als von der Verabredung zurücktreten. Aber dieser Charakterzug hat eine zu große Aehnlichkeit mit dem Eigensinn, der überall da angetroffen wird, wo der Wille stärker ist, als die Einsicht. Und die Treue gegen das den Genossen gegebene Wort wird aufgewogen durch die Wortbrüchigkeit gegenüber den Unternehmern, die förmlich als eine Tugend hingestellt wird, und durch die Gehässigkeit gegen die Unternehmer überhaupt.

Worauf gründet sich denn der teuflische Haß, der gegen die „Unternehmerklasse" geschürt wird? Womit haben diese

Männer eine solche Behandlung verdient? Nur dadurch, daß sie mit ihren materiellen und geistigen Kräften der Arbeiterklasse Verdienstgelegenheiten schaffen, welche dieselbe ohne ihre Dazwischenkunft gar nicht haben würde! Bis zu der prahlerischen Drohung versteigert sich die blinde Leidenschaft, daß eines Tages blutige Abrechnung gepflogen und alles Bestehende zerstört werden müsse, eine Idee, welcher ein sozialdemokratischer Dichterling folgenden schönen Ausdruck verliehen hat:

> Und haut man die entmenschte Brut
> Millionenfach zu Brei,
> Und watet man in Protzenblut,
> Dann bin ich auch dabei!

So denken die Kreise, in deren Hand das allgemeine direkte Wahlrecht das Schicksal des Deutschen Reiches gelegt hat. — Und wie hat die „entmenschte Brut" diese Schmähungen und Drohungen beantwortet? Vergeblich wird man nach Beispielen suchen, daß die Bourgeoispresse den rohen Ton erwidert und die Drohungen mit gleicher Münze heimbezahlt hätte, obwohl der Ausgang aller Arbeiteraufstände, seitdem die Welt steht, ihr Material genug liefern würde. Im Gegentheil, sie hat sich keinen Augenblick irre machen lassen in dem Bestreben, an den Arbeiterverhältnissen zu bessern, was zu bessern ist, freundlich auf die Wünsche der Arbeiter zu hören, Mißstände zu tadeln und jedes mögliche Opfer zu deren Abstellung zu bringen. Und das geschieht nicht aus Furcht oder Feigheit, denn mit Gewalt würden die Sozialdemokraten, wie sie in hellen Augenblicken selbst gestehen, nicht das Mindeste erreichen, sondern es geschieht im vollen Kraftgefühl[1] aus echter Humanität, aus dem Soli-

[1] „Das Gesetz gegen die Sozialdemokratie war das humanere Verfahren, es wirkte präventiv. Nach seiner Aufhebung bleibt nur die rücksichtslose Repession." So schrieb kein Geringerer als Graf Moltke in einem Briefe vom 19. Dezember 1890. Mitleid und Entschlossenheit kommen in diesen Worten gleich stark zur Geltung.

daritätsbewußtsein, welches die sittlich normal beschaffenen Menschen miteinander verbindet, aus dem Bestreben, Deutschland groß und glücklich zu sehen. Erwägt man diese Gesinnungen, welche durch keinen Undank, keine Drohungen und Schmähungen verringert werden, vergleicht man damit die vulkanischen Ausbrüche der sozialistischen Hetzpresse, dann wird man sich ein Urtheil bilden können, wo der höhere sittliche Standpunkt zu suchen, und ob der Anspruch der Proletarier auf die Diktatur in ihrer vorgeblichen Ueberlegenheit begründet ist!

18. Die Panmixie als Gegensatz der natürlichen Auslese.

Es giebt bekanntlich Raupen und Insekten, welche der Farbe und Gestalt der Blätter, Stiele, Aeste, oder des Bodens, auf welchem sie leben, so genau gleichen, daß man sie fast nicht unterscheiden kann. Diese lang angestaunte Eigenthümlichkeit hat eine einfache Erklärung gefunden durch die Lehre von der natürlichen Auslese. Diejenigen der genannten Thierchen, welche die bewußte Eigenschaft nur in unvollkommenem Grade besitzen, werden von den Vögeln am leichtesten gesehen und — gefressen. Die am besten angepaßten Individuen bleiben übrig und vererben die schützende Eigenschaft weiter. Da aber bei den Nachkommen immer eine „individuelle Variation" eintritt, so erscheinen unter denselben nicht nur Individuen, welche die Eigenschaft in noch höherem Grade besitzen, als ihre Eltern, sondern auch solche, welche dieselbe in geringerem Grade besitzen. Die letzteren werden von den Vögeln aufgezehrt, während durch die ersteren von Generation zu Generation die Anpassung an das bewohnte Medium gesteigert wird.

Stellt man sich aber auf den Standpunkt der Vögel, so wird diesen die Ernährung durch die Anpassung der Raupen und Insekten immer mehr erschwert. Nur die Individuen mit den schärfsten Augen können noch ihre ausreichende Nahrung

finden, und es muß mit dem Fortschreiten der Anpassung der Insekten zugleich eine zunehmende Vervollkommnung der Sehschärfe bei den Vögeln durch die natürliche Auslese eintreten. Es ist, mit anderen Worten, ein sich steigernder Wettstreit zwischen der Anpassung der Insekten und der Augenschärfe der Vögel — ein „Kampf ums Dasein".

Dieses Beispiel benütze ich als Einleitung, um den Lesern die Wirkung der früher schon angeführten „Panmixie" auseinanderzusetzen. Das griechische Wort bedeutet: „allgemeine Vermischung", und diese ist das Gegentheil der Auslese. Ich möchte zeigen, daß durch die Panmixie nicht nur kein Fortschritt, nicht bloß ein Stillstand, sondern ein Rückschritt unbedingt erfolgen muß.

Bleiben wir bei dem Auge und folgen wir den Erklärungen, welche A. Weismann in Freiburg über die Wirkung der Panmixie gegeben hat, und die ich in abgekürztester Form hier darlegen will.

In den Gewässern der Adelsberger Grotte, wohin kein Strahl des Tageslichtes dringt, und in mehreren ähnlichen Höhlen lebt ein Molch, der Olm (Proteus anguineus), der in der Gestalt den gewöhnlichen Molchen ähnelt, aber keine Augen besitzt und also völlig blind ist. Die Sektion ergiebt jedoch, daß das Auge in verkümmerter Gestalt unter der Haut vorhanden ist. Wie kommt es, daß bei diesem, offenbar von einer am Tageslichte lebenden Spezies abstammenden Thiere die Sehkraft und das Sehorgan verloren gegangen sind? Der Leser wird sagen: Die Augen sind geschwunden, weil das Thier sie in der Dunkelheit nicht gebrauchte. Ganz richtig, wir möchten aber doch eine genauere Erklärung des Vorganges haben, und diese besteht darin: daß durch das Aufhören der natürlichen Auslese in Bezug auf das Auge Panmixie eingetreten ist, und infolge der Panmixie die Rückbildung des genannten Organes.

Denken wir uns die ersten Exemplare der freiwillig oder

unfreiwillig in die Grotte eingewanderten, mit Augen versehenen Molche. In der Grotte hatten die Individuen mit guten Augen vor denen mit schlechten Augen nichts voraus, alle konnten gleich leicht und gleich schwer ihre Nahrung erlangen, denn die Höhle ist absolut dunkel. Es fand deswegen keine Auslese in Bezug auf die Augen statt, und wir können an der Hand der Theorie verfolgen, was weiter geschehen sein wird. Statt daß nur die Individuen mit den besten Augen die nächste Generation hervorrufen, tritt eine Vermischung ohne Wahl ein, eben die Panmixie. Aus der Vermischung der gut- mit den schlechtsehenden Individuen gehen Augen hervor, deren durchschnittliche Güte schon um einen Grad herabgedrückt ist. Es kommen aber auch vermöge der individuellen Variation einzelne Augen vor, welche schlechter sind, als die schlechtesten in der ersten Generation vorhandenen, und auch diese bleiben jetzt erhalten. Von Generation zu Generation wiederholt sich der nämliche Vorgang: die schlechten Augen werden immer zahlreicher, und die untere Grenze, d. h. die schlechteste Sorte, welche überhaupt vorkommt, sinkt tiefer und tiefer herab. Endlich wird das Organ durch die Panmixie völlig verkümmern müssen, — was thatsächlich eingetreten ist und die Richtigkeit der Betrachtung beweist.[1]

Mit Leichtigkeit ließen sich weitere Beispiele für die Wirkung der Panmixie bei Thieren vorführen; wir beobachten jedoch auch ähnliche Erscheinungen beim Menschen. In den alten Zeiten, als der Mensch von der Jagd lebte und sein Auge nothwendig brauchte, um das versteckte Wild zu erspähen oder das flüchtige

[1] Der Vollständigkeit wegen sei bemerkt, daß bei dem Olm anstatt des Gesichtes andere Sinne einer natürlichen Auslese unterworfen und dadurch bedeutend geschärft worden sind. Das Thier besitzt ein außerordentlich gutes Geruchsorgan und merkwürdig feine Gefühlsnerven an der Längsseite des Körpers, so daß es z. B. das Zappeln eines Wasserflohes von weitem spürt und herbeieilt, um seine Nahrung sicher zu erhaschen.

mit dem Wurfgeschoß zu treffen, da hat er sein scharfes Gesicht erworben (wie im obigen Beispiel die Vögel), und zwar durch natürliche Auslese, weil die kurz- und schwachsichtigen Individuen einfach nicht fortkommen konnten. Noch in historischer Zeit, ehe man Brillen trug, war die Normalsichtigkeit eine Bedingung des Erfolges im Leben. Man kann sagen, daß Julius Cäsar Gallien nicht unterworfen haben würde, wenn er kurzsichtig gewesen wäre, und Gustav Adolf fiel in der Schlacht bei Lützen infolge seiner Kurzsichtigkeit. Das ist durch die Anwendung der Augengläser ganz anders geworden. Die Kurzsichtigkeit ist jetzt kein Hinderniß mehr für die Gewinnung des Lebensunterhaltes und für die Bekleidung der höchsten Stellungen. Mittelst eines Fernglases kann der kurzsichtigste Feldherr das größte Schlachtfeld übersehen und Siege gewinnen. Wäre Moltke kurzsichtig gewesen, so würde dieser Umstand an dem Ausgange des Krieges von 1870/71 nicht das Mindeste geändert haben.

Das Auge ist also bei uns Kulturmenschen aus der natürlichen Auslese ausgeschieden, soweit es sich um Kurzsichtigkeit handelt, während die Sehschärfe immer noch eine Rolle spielt; denn ganz schwachsichtig oder gar blind darf man auch jetzt nicht sein. Die Panmixie herrscht in Bezug auf die Kurzsichtigkeit, denn die kurzsichtigen Individuen werden nicht nur erhalten, sondern sie können sozial so hoch steigen, als ihre sonstigen Eigenschaften ihnen gestatten, und nie hat man davon gehört, daß Kurzsichtigkeit als ein Ehehinderniß betrachtet würde. Kurzsichtige und normalsichtige Individuen vermischen sich fortwährend miteinander, und die Folge dieser Panmixie muß eine zunehmende Verschlechterung des Sehorganes sein. Dies trifft die höheren Klassen ganz vorzugsweise, weil in einfacheren Verhältnissen die Kurzsichtigkeit immer noch eher eine Erschwerung des Fortkommens ist, als in den studirten Berufsarten. Von der eingerissenen Panmixie kommt also

die Vermehrung der Brillen. Man mag die Schulhäuser noch so zweckmäßig bauen, die Fenster noch so groß, den Druck der Schulbücher noch so deutlich machen, den Fortschritten der Kurzsichtigkeit wird dadurch nicht mehr gesteuert werden. Würde man hingegen die Panmixie aufheben, mit anderen Worten, würde man ein Gesetz einführen können, daß nur normalsichtige Leute heirathen dürften — dann ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Kurzsichtigkeit bald verschwunden wäre.

Ich habe der Panmixie ein besonderes Kapitel gewidmet, weil dieselbe als Gegensatz zu der natürlichen Auslese so belehrend ist in Bezug auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der letzteren. Wir sehen, daß ein Organ, welches aufhört, dem Wettbewerb zu unterliegen, nicht etwa bloß in der Vervollkommnung keine Fortschritte macht, sondern sich zurückbildet. Kurz gesagt: Die Verfeinerung geschieht durch die Auslese; hört die Auslese auf, so stellt sich nach und nach der unvollkommene Zustand wieder her. Der Kampf ums Dasein ist eine unerläßliche Voraussetzung des Fortschrittes; träge Ruhe würde die Menschheit ruiniren. Denn was von einem Organe gilt, das gilt von dem ganzen Organismus.

Würde man den geistig Kurzsichtigen und Blinden die gleiche soziale Stellung in der Gesellschaft einräumen, wie den Sehenden und den Vorsichtigsten, dann würden nicht die Blinden sehend, sondern die Sehenden blind werden; das beruht auf den Naturgesetzen, die Darwin nicht geschaffen, sondern nur erkannt und der Welt verkündigt hat. Seine Lehre ist für die gesamte Menschheit von der größten Wichtigkeit, aber man muß sie richtig verstehen. Bebel hat sie nur halb verstanden und das will hier so viel heißen als gar nicht. Den Dummen und Faulen die gleichen Lebensbedingungen verschaffen, wie den Gescheiten und Fleißigen, „weil man jene doch nicht für einen Fehler der Natur auch noch bestrafen kann“, das heißt, die natürliche Auslese der

menschlichen Geistesgaben aufheben und die Panmixie an die Stelle setzen, mit dem Erfolge, den ich dem Leser nicht mehr speziell auseinanderzusetzen brauche, weil er sich denselben schon vorstellen kann.

Bebel mag seine Vorschläge meinetwegen für gut und nützlich halten, aber er sollte den Namen des großen englischen Forschers nicht zur Deckung solcher Contrebande mißbrauchen. Wenn Darwin noch lebte, so würde er protestiren gegen die Lehren, welche in der Bebelschen Schrift als „Darwinismus" vorgeführt werden.

19. Folgerungen.

Ich möchte auf einen Einwand gegen die vorstehenden Ausführungen zu sprechen kommen, der mit gutem Grunde gemacht werden kann. Ein scharfsinniger Leser kann folgern: Wenn das Gesagte richtig, wenn die Vernichtung der unvollkommenen und der zurückschlagenen Individuen eine Nothwendigkeit ist, um eine Spezies auf der Höhe ihrer geistigen und körperlichen Ausrüstung zu halten, welche sie durch die natürliche Auslese erlangt hat, dann ist es zweckwidrig gehandelt, die unvollkommenen und zurückschlagenden Individuen künstlich erhalten und pflegen zu wollen. Dann dürfen wir beim Menschen nicht die Hand bieten, um das Los der armen, kranken, geistig schwachen und sittlich verkommenen Leute zu verbessern. Im Gegentheil: die genannten Klassen müssen es möglichst schlecht haben, damit sie bald zu Grunde gehen und nicht die Rasse verderben; denn die Auslese muß scharf und wirksam sein, wenn sie ihren Zweck, die fortschreitende Vervollkommnung, erreichen soll. Da aber eine solche Folgerung mit unserem ganzen Denken und Empfinden im grellsten Widerspruch steht, so ist rückwärts zu schließen, daß die Grundlage dieser Folgerung eine falsche sein muß.

In der That, der Einwand kann gemacht werden, und er

ist richtig. Aber die Grundlehre von der natürlichen Auslese ist trotzdem nicht falsch, sondern ebenfalls richtig.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß eine möglichst scharfe Auslese zur Hebung der Rasse beiträgt. Ich erinnere an das früher erwähnte Beispiel eines Bezirkes, wo dem rauhen Klima jahraus jahrein eine große Anzahl schwächlicher Kinder zum Opfer fällt, und wo nachmals bei dem Ersatzgeschäft die schönsten und kräftigsten Rekruten angetroffen werden. Solcher Beispiele würden sich noch mehr anführen lassen. Könnten wir uns der arbeitsscheuen und verkommenen Klassen entledigen, so würde der Vermehrung der besser Veranlagten Raum geschaffen werden, und das Leben würde ein schöneres sein. In meiner Jugendzeit, kurz nach der badischen Revolution, als der Wohlstand in vielen Gemeinden fast hoffnungslos darniederlag, hat man häufig zu einem solchen Mittel gegriffen, indem man das Proletariat auf Gemeindekosten nach Amerika beförderte, unbekümmert darum, wie es sich in der neuen Welt zurechtfinden würde. Die Maßregel hat den gewünschten Zweck erfüllt: der Wohlstand hob sich rascher, als er sonst gethan haben würde. Dennoch stehe ich nicht an, jene Maßregel als grausam und unmenschlich zu verdammen; heute noch empört sich das Gefühl, wenn man an den schrecklichen Anblick jener Auswandererzüge denkt.

Wie löst sich der Widerspruch? Warum wollen wir von einer solchen Anwendung der Auslese nichts wissen? Aus dem einfachen Grunde, weil dies keine natürliche Auslese mehr ist, sondern eine künstliche, und weil wir den Menschen nicht züchten und der Auslese unterwerfen wollen und dürfen, wie ein unvernünftiges Vieh. Die Natur kann schwächliche Kinder tödten, wir dürfen es nicht thun; die Natur kann die unbegabten und verkehrt angelegten Individuen zu Grunde gehen lassen, aber wir wären gemeine Verbrecher, wenn wir ihr dabei helfen wollten.

Die vernunftgemäße Erkenntniß dessen, was der Menschheit im vorliegenden Falle nothwendig oder nützlich ist, tritt in Widerstreit zu einem Instinkt, welcher jedem Individuum angeboren und selbst ein Erzeugniß der natürlichen Auslese von höchster Wichtigkeit ist.

Dieser Instinkt ist derjenige, welcher Individuen der gleichen Art zu gegenseitiger Hülfeleistung miteinander verbindet. Nur den niederen Thieren, von denen jedes für sich allein lebt und leben kann, ohne sich um die Artgenossen zu kümmern, fehlt derselbe. Je höher und je vollkommener die Thiere organisirt bezw. je mehr sie auf das Gesellschaftsleben angewiesen sind, desto mehr entwickelt sich, wenn man so sagen darf, das Gefühl der Verwandtschaft bei denselben. Am ausgeprägtesten, wenn auch noch sehr der Vervollkommnung fähig, ist die genannte Anlage bei dem höchsten Lebewesen auf dieser Erde, bei dem Menschen. Hier nennt man sie „Menschenliebe“, „christliche Liebe“, „Nächstenliebe“, „Humanität“ ꝛc. Alle diese Bezeichnungen, deren Zahl sich noch vermehren ließe, beziehen sich auf die nämliche Naturanlage, die viel älter ist, als das Christenthum, aber in diesem ihren schönsten Ausdruck erhalten hat.

Wer mir bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der wird einverstanden damit sein, daß auch diese Naturanlage der gegenseitigen wohlwollenden Zuneigung der Artgenossen beim Menschen, wie bei den höheren Thieren durch die natürliche Auslese gesteigert und befestigt worden sein muß. Sie ist von so außerordentlicher Wichtigkeit für die Erhaltung der Art selbst, daß wir uns keinen Stamm, noch weniger ein ganzes Volk denken können, welches derselben entbehrte. In der That finden wir auf der ganzen Erde kein solches, welches nicht wenigstens in einem gewissen, für seine Verhältnisse ausreichenden Grade damit begabt wäre. Es begreift sich leicht, daß die menschenfeindlichen, gemeingefährlichen Individuen

seit langer, langer Zeit ausgestorben sein müssen, und daß die Vererbung ihres wilden Sinnes aufgehört hat; die seltenen Rückschläge werden immer rasch wieder ausgetilgt.

Das Vorhandensein von Menschenfressern in fremden Welttheilen ist nur scheinbar eine Ausnahme, denn alle Kannibalen verzehren nur erlegte Feinde oder höchstens gekaufte Sklaven; gegen die eigenen Stammesgenossen sind sie so theilnehmend und hülfsbereit, wie die ihnen verwandten Völker, welche keine Menschenfresser sind. Darüber liegen viele Berichte von Reisenden vor; auch Stanleys Züge im dunkeln Afrika und Hochstetters Schilderungen der Maoris in Neuseeland bestätigen das Vorhandensein von wirklich zarten Regungen gegenseitiger Zuneigung, die nur denjenigen in Verwunderung setzen können, der die Erscheinungen oberflächlich auffaßt. Ein Stamm oder Volk, dessen Mitglieder gegenseitig des Lebens nicht voreinander sicher wären, hätte bald aufgehört zu existiren.

Wir können uns vorstellen, wie durch die natürliche Auslese die „Menschenliebe" allmählich zu einem „etatsmäßigen" Ausrüstungsstück unserer Spezies geworden ist. Ihre Wichtigkeit kann gar nicht überschätzt werden. Sie ist ein Grundstein jeder höheren Gesittung und steht allem anderen voran. Deswegen bäumt sich unser Innerstes auf bei dem Gedanken, daß wir die Armen und Schwachen hülflos ihrem Schicksale überlassen sollen. Wir können nicht anders: wir müssen der Natur in den Arm fallen, wo sich Gelegenheit dazu bietet, ein unglückliches Menschengeschöpf zu retten, auch wenn wir wissen, daß dasselbe früher oder später doch der Auslese verfallen wird. Wir folgen einem unwiderstehlichen inneren Drange, indem wir suchen, die Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung besser und besser zu gestalten, Härten, die unser Gefühl verletzen, zu beseitigen, das Leben der schädlichen Einflüssen Ausgesetzten und der mit Krankheiten Behafteten zu verlängern.

Nur ein Stümper in der Erkenntniß der Darwinschen Lehre könnte uns zumuthen, daß wir anders handeln sollten. Wir würden keinen Frieden in unserem Innern mehr haben und würden unser Geschlecht tief herabdrücken. Hier steht Prinzip gegen Prinzip, aber die Menschenliebe ist das mächtigere. Der Nachtheil einer Verletzung desselben würde weit größer sein, als derjenige einer künstlichen Abschwächung der natürlichen Auslese jemals werden kann.

Allerdings müssen wir uns klar zu machen suchen, was wir dadurch herbeiführen. Aufheben läßt sich das Gesetz der natürlichen Auslese nicht. Wir bewirken nur, daß die unglücklichen Existenzen sich länger hinschleppen, als es sonst der Fall gewesen wäre, und daß sie vielleicht noch unglücklichere Kinder erzeugen, die ihrerseits der Auslese entgegengehen. Arbeitsscheu und Landstreicherthum, Verzweiflung und Verbrechen, Siechthum, Wahnsinn und Selbstmord sind neben dem Rückgang der körperlichen Tüchtigkeit die unausbleibliche Folge. Das Durchschnittsniveau wird in jeder Hinsicht erniedrigt. Nicht von der „Neuschule", sondern von anderen, viel tiefer liegenden Ursachen kommt die Vermehrung der Verbrechen und der Selbstmorde. Diese unliebsamen Erscheinungen müssen wir uns eben als unvermeidliche Folgen der Humanität gefallen lassen, ohne zu murren.

Nur auf einem Gebiete sind jetzt schon ziemlich viele Ansichten darüber einig, daß die Abschwächung der Auslese nachtheilig für das Gesamtwohl ist: bei der überhumanen Behandlung der Verbrecher. Die Zielpunkte unserer Justizpflege decken sich überhaupt nicht vollständig mit denjenigen der „natürlichen Auslese", allein im großen und ganzen arbeitet die erstere doch unbewußt im Dienste der letzteren. In einem erheblichen Punkte verfehlt sie ihren Zweck. So z. B. dulden wir es, daß Gewohnheitsdiebe immer und immer wieder vor den Schranken erscheinen, und wenn wir bei ihrer Entlassung

aus der Strafanstalt schon berechnen können, in welcher Zeit ungefähr sie wiederkommen werden, so thun wir nichts hiergegen, sondern lassen sie ruhig laufen. In unseren Großstädten treiben ganze Scharen gerichtsbekannter Verbrecher ihr Unwesen, denen man mit den jetzigen Handhaben der Justizpflege nicht oder nur von Zeit zu Zeit beikommen kann. Es giebt aber unter den Juristen bereits eine Schule, welche darauf ausgeht, man müsse nicht rein mechanisch **das Verbrechen**, sondern man müsse unter sorgfältiger Berücksichtigung der individuellen Anlagen **den Verbrecher** bestrafen, bezw. unschädlich machen. Vielleicht erleben wir es noch, daß diese Richtung praktische Erfolge erzielt.

Auch dem **Missethäter** gegenüber fühlen wir uns gedrungen, die Menschenliebe nicht zu verleugnen; aber wir empfinden sie doch in solchen Fällen viel schwächer, wo unsere Einsicht uns sagt, daß die moralische Gesundheit unserer Rasse in Frage steht. Diese Erfahrung ist für den Denker lehrreich.

20. Schlußwort.

Die Darwinsche Lehre bedeutet nicht bloß einen naturwissenschaftlichen Fortschritt, wie z. B. die Entdeckung der Schwerkraft oder die Wellenbewegung des Lichtes und der Elektrizität, sondern sie ist geeignet, unser ganzes Denken zu durchdringen, weil sie auf allen Gebieten zur Anwendung kommt. Auf ihr erbaut sich dem Zweifler eine neue, einheitliche **Weltanschauung**, in welcher Religion und Philosophie sich nicht mehr widersprechen.

Bei der außerordentlichen Tragweite der neuen Lehre ist es begreiflich, daß man am Anfang, mehr einem dunklen Gefühle als klarer Erkenntniß folgend, viel Schlimmes von derselben erwartet hat. Man hat nichts Geringeres befürchtet, als daß die ganze sittliche Weltordnung ins Wanken komme. Mit Unrecht.

Die Darwinsche Theorie ist vollkommen im Einklang mit der sittlichen Weltordnung, ja, man kann vielleicht nicht unzutreffend sagen, sie ist mit derselben *identisch*. Denn was verstehen wir unter der sittlichen Weltordnung? Die Abstraktion, daß in den Wirrsalen des Einzel- und Völkerlebens doch zuletzt das sittlich Gute und Tüchtige Sieger bleibe. Das Nämliche lehrt uns aber Darwin auch, und nichts anderes; oder vielmehr er klärt uns darüber auf, daß wir gewohnheitsmäßig das, was sich der Menschheit förderlich erweist, „sittlich gut“ und „tüchtig“ nennen.

Ueber die letzten Ursachen der Dinge giebt die Darwinsche Lehre keine Auskunft, und sie behauptet auch gar nicht, dies zu können. Es ist daher von vornherein unrichtig, daß der Darwinismus nothwendig zu einer *materialistischen* Weltanschauung hinführen müsse. Sehr treffend sagt hierüber A. *Weismann*: „daß das harmonische Zusammenwirken der physischen Kräfte, ihre Verbindung zu dem großen Welt-Mechanismus eine gemeinsame Wurzel, anthropomorph gesprochen, einen *Weltmechaniker* voraussetzt, der die Kräfte der Materie so gegeneinander abwog, daß eine vernünftige Welt dabei herauskommen mußte. Es wäre eine große Selbsttäuschung, wenn Jemand glauben wollte, die Welt begriffen zu haben, wenn es ihm gelang, die Naturerscheinungen auf einen Mechanismus zurückzuführen. Er vergäße dabei, daß dieser selbst doch auch wieder einen Grund haben muß, und zwar einen teleologischen, zwecksetzenden Grund: ... Man stelle sich kühn auf den Boden der neuen Erkenntniß und ziehe die richtigen Folgerungen aus ihr, und wir werden weder Sittlichkeit, noch das beruhigende Gefühl, einem harmonischen Weltganzen als nothwendiges, entwickelungsfähiges und einem Ziele zustrebendes Glied eingefügt zu sein, aufgeben müssen.“

In seinen praktischen Folgerungen verwirft der Darwinismus

jede Gewaltsamkeit und verweist die Menschen auf den allein fruchtbaren Weg der allmählichen friedlichen Umgestaltung. Natura non facit saltus. Die überlieferten Formen der Gesellschaft erscheinen in seinem Lichte als naturgemäße, auf unwandelbaren Gesetzen beruhende Gliederungen, die man nicht mittelst Zauberformeln willkürlich zerstören und durch vermeintlich bessere ersetzen kann.]

In alten Zeiten hatten die höheren Klassen das volle Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, welches ihnen heute fast ganz abhanden gekommen ist. Der Patrizier war fest davon überzeugt, daß er kraft seiner Abstammung und seiner Stellung die öffentlichen Angelegenheiten besser verstehe, als der Zunftangehörige, und dieser sah ebenso auf die Gesellen und auf die Bauern herab. Vielleicht war dieses Standesbewußtsein übertrieben, und jedenfalls paßt es in so schroffer Form nicht mehr in unsere Zeit der allgemeinen Volksbildung; aber wir sind zu sehr in das entgegengesetzte Extrem verfallen, indem wir jedem Einzelnen das gleiche Verständniß und das gleiche Recht zur Theilnahme an den Schicksalen der Gesamtheit zuschreiben. Soll Derjenige, der sich mit unsäglicher Mühe über die Masse emporgearbeitet hat, wirklich nicht mehr gelten, als jede beliebige Null? Es kann nicht schaden, wenn das allgemeine Gesetz, daß der Fortschritt sich in Wellenlinien vollzieht, auch hier Anwendung findet, und wir uns der richtigen Mitte wieder mehr nähern. Die höher gebildeten und besitzenden Klassen müssen wieder das Bewußtsein bekommen, daß sie eine aus der natürlichen sozialen Auslese hervorgegangene Elite sind, und daß sie in ihrem guten Rechte stehen, wenn sie den gewordenen Gesellschaftszustand gegen theoretische und, wenn nöthig, auch gegen gewaltsame Umsturzversuche vertheidigen.

Bis jetzt ist in diesen Blättern nur von Bürgern und Arbeitern die Rede gewesen, weil sich zwischen ihnen hauptsächlich

der Streit um die „soziale Frage“ abspielt. Man kann aber weiter gehen und auch die Berechtigung eines Geburtsadels aus der Darwinschen Lehre beweisen. Denn, wenn ursprünglich die Adelsauszeichnung in der Regel auf erworbenem Verdienst um die Gesamtheit beruhte, so läßt sich annehmen, daß die Geistesanlagen, welche das Verdienst hervorbrachten, sich vererben, und zwar um so sicherer und länger, je mehr geistig bevorzugte Familien nur unter sich heirathen. Der gleiche Satz findet Anwendung auf das Königthum: es ist ohne weiteres klar, daß das Talent zum Regieren großer Massen eher da vorhanden ist, wo eine durch viele Geschlechter hindurchgehende Anpassung an den Herrscherberuf stattgefunden hat, als bei einer beliebigen Vertrauensperson des allgemeinen Stimmrechtes. Die wahre Volksmeinung steht instinktmäßig trotz aller demokratischen Doktrinen auf diesem Standpunkt, und wo Völker in der Lage sind, sich selbst ein monarchisches Oberhaupt zu geben, da fällt es ihnen nicht ein, auf andere Personen zu greifen, als auf solche von fürstlichem Geblüt.

Man kann noch weiter gehen. Auch die Religion ist keine auf Täuschung berechnete Erfindung der herrschenden Klassen, sondern sie hat eine unverrückbare Grundlage in dem religiösen Gefühl, welches aus kleinen Anfängen in weit rückwärts liegenden Zeiten der Menschheit durch die natürliche Auslese gesteigert worden ist. Die religiöse Grundstimmung bildet für den Einzelnen wie für ganze Völker eine unschätzbare Waffe im Kampfe ums Dasein, die eine Ueberlegenheit über Andere verleiht, bei denen die fragliche Eigenschaft minder entwickelt ist. Unsere germanischen Vorfahren rückten mit unwiderstehlicher Tapferkeit in die Schlacht, weil Jeder überzeugt war, daß die gefallenen Helden vom Kampfplatze weg durch die Walküren unmittelbar in Wotans Halle verbracht würden. Diesem Glauben verdanken wir es, daß es heute noch eine deutsche Nation und eine deutsche

Sprache giebt. Noch im Kriege von 1870/71 ging mir eine Korrespondenz aus Versailles durch die Hände, worin erzählt war, das französische Publikum hätte bei der Parade der Garde-Landwehr geäußert: „Sie mußten Sieger bleiben; habt ihr nicht gesehen, wie sie Alle auf Kommando die Helme abnahmen und beteten?"

Auch die Religionen sind dem Kampf ums Dasein und der natürlichen Auslese unterworfen: die bessere und für ein Volk passendere verdrängt eine andere. Von solchen Vorgängen, die einst bei der Bekehrung der europäischen Völker zum Christenthum im größten Maßstabe stattfanden, sind wir in den fremden Welttheilen heute noch Zeuge. Hierüber ließe sich Vieles sagen.

In jener harten Zeit, die wir als Eiszeit bezeichnen und welche den Menschen so trefflich geschult hat, wurde auch der Begriff der Sittlichkeit im engeren Sinne gebildet, indem die Einehe (Monogamie) durch die Noth herrschend und schließlich zur Tugend wurde. Auf der Einehe beruht ein großer Theil der Ueberlegenheit der europäischen Menschen über alle anderen.

Auch dieses Kapitel ließe sich eingehender begründen. Die Zerstörung der Familie wäre gleichbedeutend mit der Preisgebung dieser Ueberlegenheit, und hierin liegt einer der schwerwiegendsten Einwürfe gegen die sozialdemokratischen Ideen einer kündbaren Ehe und der Kindererziehung durch den Staat oder die „Gesellschaft".

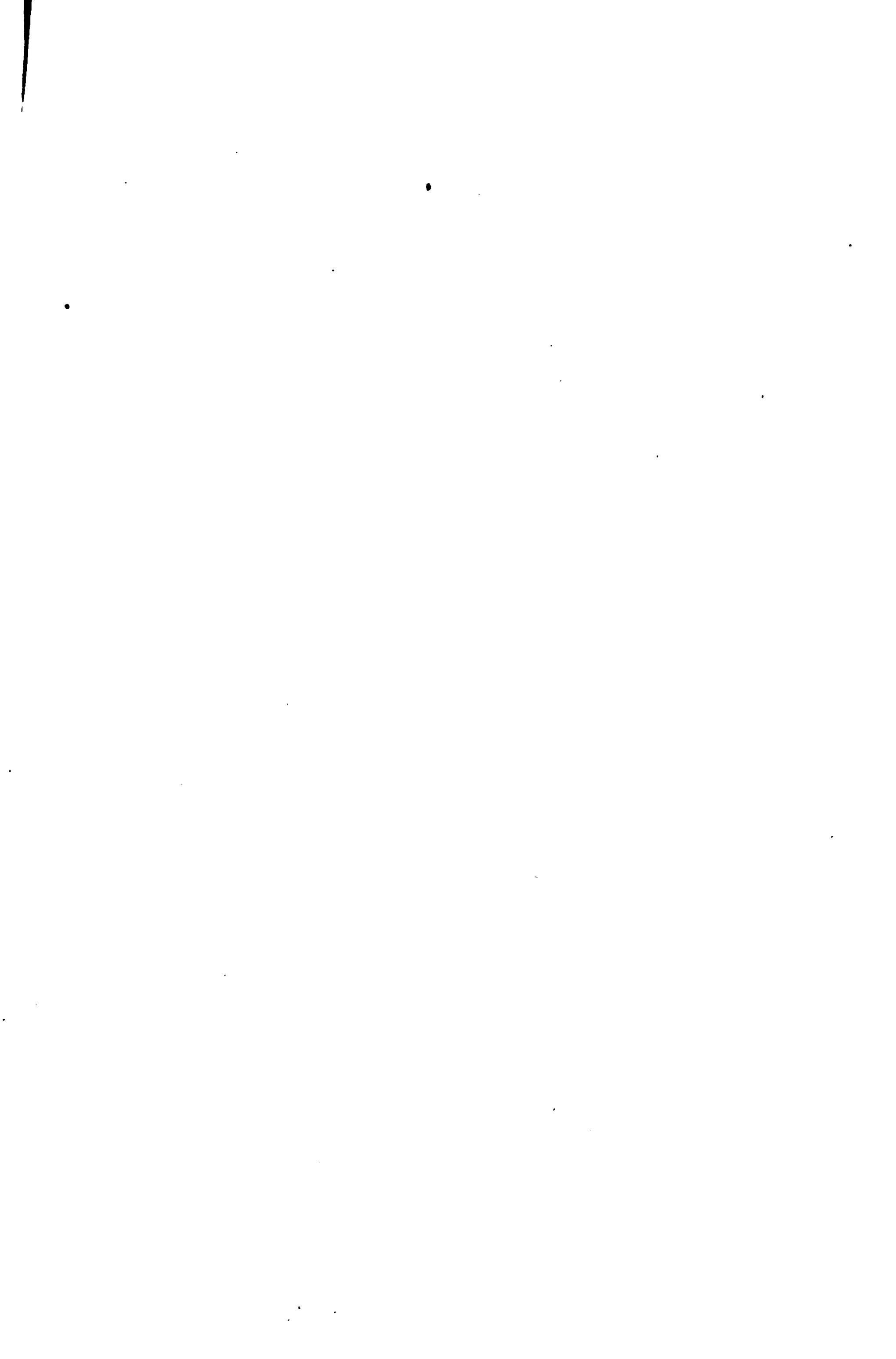
Geht man noch weiter zurück, dann findet man, daß auch die Differenzirung der ursprünglich zwitterigen Individuen in Mann und Frau ein naturgemäßer Fortschritt war, der noch nicht völlig abgeschlossen ist. Die eigenthümliche Stellung der Geschlechter zu einander beruht auf der besseren Anpassung an spezielle Aufgaben: die der Frau an die Hervorbringung und Pflege des Neugeborenen, die des Mannes an die Ernährung und den Schutz der Familie. Schon Riehl hat hervorgehoben,

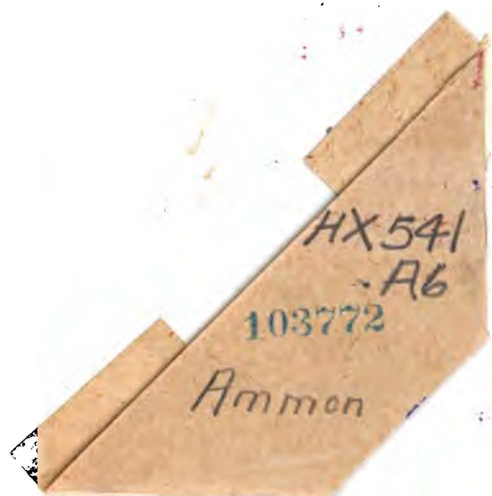
daß je tiefer die Stufe eines Volkes oder einer Klasse ist, desto geringer die Differenzirung, je höher, desto größer. Die von Bebel so warm vertheidigte Gleichstellung der Frau wäre also ein Rückschritt, eine widernatürliche Umkehrung der Entwickelungsrichtung. Derjenige steht besser im Einklang mit Darwin, der die Frau vor der Heranziehung zu den eigentlich männlichen Beschäftigungen geschützt, als der sie dem Manne gleichgestellt wissen will. Man braucht nur zu fragen: Warum ist denn alle Kultur der Welt von den weißen Völkern ausgegangen, bei denen nach Bebel so unsäglich verrottete Zustände bestehen, und nicht von den farbigen, bei denen das gepriesene „Frauenrecht" herrscht? Einer Antwort bedarf es nicht.

Noch eine ganze Reihe von Tagesfragen, wie Schulreform, Militärorganisation u. s. w., harren der naturgemäßen Betrachtung an der Hand der Darwinschen Theorie; geht man aber erst auf die Rassenunterschiede der Menschen ein, welche Europa bewohnen, betrachtet man die geographische Vertheilung dieser Rassen, dann erscheint die europäische Politik in einem neuen, wenn auch für uns Deutsche nicht gerade beruhigenden Lichte.

Für jetzt mag das Gesagte hinreichen, um darzuthun, daß die Folgerungen der Lehre Darwins nicht demokratisch, noch weniger sozialdemokratisch, sondern durchaus erhaltend, antinivellistisch, aristokratisch, monarchisch sind.






HX541
.A6
103772
Ammon

